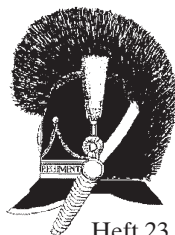


Kaskett



Zeitschrift der Freunde des Bayerischen Armeemuseums e.V.

Heft 23





Zum Geleit

Liebe Freunde und Förderer des Bayerischen Armeemuseums, seit Erscheinen der letzten „Kaskett“ gab es Ereignisse, die besonders dokumentiert werden müssen.

Einmal unsere 40-Jahr-Feier: Der Gedankgottesdienst in „St. Moritz“ für unsere verstorbenen Mitglieder und der Festakt im Schloss waren ein besonderes Ereignis.

Viele Vertreter von Behörden, Bundeswehr, Reservisten, Traditionsverbänden und befreundeten Kameradschaften gaben uns die Ehre. Auch das Bayerische Königshaus – vertreten durch S. K. Hoheit Rasso Prinz von Bayern – feierte mit uns. Dem farbenprächtigen Festzug – angeführt von der Musikkapelle der Gebirgsschützenkompanie Audorf – von der Kirche durch die Innenstadt zum Museum, wie auch der feierlich Appelle mit Salut im Schlosshof durch Gebirgsschützen, Bürger und Landwehren verfolgten viele Zuschauer.

Freunde, die mit uns feierten, bereuten es nicht, nach Ingolstadt gekommen zu sein. In einer Sondernummer des **Kaskett** werden wir unsere Geschichte aufzeigen.

Dann unsere Exkursion nach Monte Cassino und Rom. Ein einmaliges Erlebnis. Wir hatten fachkundige und engagierte Führer in und um das Kloster des Hl. Benedikt. Der Besuch der Schlachtfelder hinterließ Eindrücke, die man

nicht so schnell vergisst. Am Deutschen Soldatenfriedhof legten wir ein Blumengebilde mit einer weißblauen Kranzschleife des Freundeskreises nieder.

Persönliche Gespräche an dieser eindrucksvoll gestalteten und historischen Stätte, die wir mit Angehörigen gefallener Deutscher Soldaten führten, brachten uns die Vergangenheit in das Heute zurück. Eindrücke, die unter die Haut gingen.

Rom – die ewige Stadt – zog uns alle in ihren Bann. An jedem Winkel der Stadt Geschichte – Geschichte. Ein besonderes Erlebnis auch die Generalaudienz Benedikt XVI. auf dem Petersplatz. Reservierte Plätze steigerten die Spannung. Dass dann auch der Freundeskreis durch einen Kardinal der Kurie begrüßt wurde (im Beisein des Papstes), machte uns stolz.

Das Armeemuseum hat ab 1. Februar einen neuen Leiter – Dr. Ansgar Reiß ist – wie ich bereits im Weihnachtbrief informierte, – vom zuständigen Staatsminister Dr. Wolfgang Heubisch (im September 2009) berufen worden.

Wir wünschen Dr. Ansgar Reiß viel Glück und Erfolg für seine verantwortungsvolle Aufgabe. Dazu siehe auch Beiträge in diesem Heft.

Im Januar dieses Jahres ist die ständige Ausstellung „Studiensammlung – Sach-



Kaskett

Zeitschrift der Freunde des
Bayerischen Armeemuseum e.V.



Heft 23 | Juli 2010

zeugnisse der Geschichte der Deutschen Gebirgstruppe“ im Reduit Tilly eröffnet worden. Präsident der Stiftung ist Winfried Dunkel, Generalmajor a. D.. Am Tage der Hauptversammlung haben wir eine Führung durch diese hochinteressante Ausstellung.

Am 17. Juli stehen Neuwahlen an. Ein wichtiges Ereignis nicht nur für den Freundeskreis, sondern auch für das Museum.

Der Wechsel an der Spitze des Hauses verlangt mehr denn je unseren Einsatz, unser Engagement. Jeder ist verstärkt zur Mitarbeit aufgerufen.

Zum Ende dieser Periode danke ich meinem Vorstand, dem Kuratorium, den Mitgliedern und Förderer, den staatlichen Stellen und nicht zuletzt den Mitarbeitern für die große Unterstützung. Besonderen Dank und Anerkennung aber Dr. Ernst Aichner für sein erfolgreiches Wirken als Museumsdirektor für sein Haus. In einem Festakt des Freundeskreises haben wir ihn verabschiedet und auch seine Verdienste gewürdigt.

Lieber Dr. Aichner – ad multos annos. Mit dem Wahlspruch der „Bayerischen Armee“ IN TREUE FEST verbleibe ich

Ihr

Manfred Dumann

Vorsitzender

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	2
Teddybären vorm Schlachtgemälde	4
Verabschiedung von Dr. Ernst Aichner im Spiegel der örtlichen Presse	6
Der Neue	8
Von Krieg & Frieden	9
Ein Blick hinter die Kulissen Teil 2	12
Freiheit für die Griechen	21
Gestorben für die Freiheit	22
Die Bayerische Landesausstellung 2010	24
Der Kaiser als „Feuerteufel“	27
Bayern und Salzburg	28
Porträt eines bayerischen Generals unserer Zeit	31
Wiederherstellung des „Bayerischen Löwen“ in St. Mihiel	34
Der verschuldete Fürst	35
„Vielerlei hatte ich gelernt, wenigstens nur mir zum Eigentum gemacht“	39
Hymne wird 150	42
Impressionen, Bilder zum Geleit	43
Altes Soldatenlied	44

Zum Titelbild

Krone des Bayerischen Königs Max der I. Joseph auf dem Präsentationskissen, gefertigt in Paris 1806/1807. Heute in der Schatzkammer der Residenz, München.

Impressum

Herausgeber

Freunde des Bayerischen Armeemuseums e.V.

Paradeplatz 4, 85409 Ingolstadt

Tel: 0841-9377-0, Fax: 0841-9377-200

Internet: www.bayerisches-armeemuseum.de/

E-Mail: sekretariat@bayerisches-armeemuseum.de

Redaktion:

Manfred Dumann

Schimmelleite 35, 85072 Eichstätt

Satz/Repro/Druck:

KASTNER AG - das medienhaus

Schloßhof 2-6 | 85283 Wolnzach



Von Christian Rehberger/DK – vom 31. Dez 2009/1. Januar 2010

Teddybären vorm Schlachtgemälde

Ernst Aichner geht nach 30 Jahren als Direktor des Bayerischen Armeemuseums Ende Januar in Ruhestand

Im Neuen Schloss endet eine Ära: Nach 30 Jahren als Direktor des Bayerischen Armeemuseums geht Ernst Aichner Ende Januar in den Ruhestand. Dann wird der gebürtige Allgäuer 67 Jahre alt. Längst ist er in Ingolstadt heimisch geworden.

Man mag es kaum für möglich halten. So, wie Ernst Aichner in seinem Büro im Schloss sitzt, zieht er niemals schon in einem Monat aus. In einem Schrank, den er von seiner Mutter geerbt hat, drängen sich die Erinnerungskrüge bayerischer Einheiten. Rechts daneben steht ein Bauernschrank mit Abbildungen von Jesus und Maria. Hinter Aichners Schreibtisch, auf dem oben die Todesanzeige des Vier-Sterne-Generals Georg Kießling liegt, steht ein vom Urgroßvater geerbter Tisch, der unter einem Berg von Dokumenten und Teddybären verborgen ist. Genau – Stoffbären. „Irgendwann hat sich das Gerücht verbreitet, ich würde die Bären sammeln“, sagt Aichner. „Das macht aber meine Frau.“

Dennoch hat er, als ausgesucht höflicher Gastgeber, nie ein solches Geschenk zurückgewiesen. Auch nicht die vielen Ehrenteller und Wimpel, die neben zwei großen Schlachtgemälden den Rest der Wand seines Büros bedecken.

Es sind Erinnerungen an viele Freundschaften und eine bewegte Geschichte als Militärgeschichtler und –sammler.

In einem Monat wird das alles verschwunden sein, dann muss – nur so lässt es sich formulieren – Aichner in den Ruhestand gehen und sein Lebenswerk unvollendet zurücklassen. Nach der erfolgreichen Schau über den Ersten Weltkrieg im Reduit Tilly, hat der Museumsleiter aus Geldmangel nie die geplante weitere Dauerausstellung zum Zweiten Weltkrieg umsetzen können. Auch die Sanierung des Zeughauses, indem sie aufgebaut werden sollte, ist eine unendliche Geschichte. „Als Museumsdirektor braucht man einen sehr langen Atem. Zehn Jahre sind da keine Zeit. Das musste ich aber auch erst lernen.“ Unklar ist zudem, wann das Bayerische Polizeimuseum im Turm Triava eröffnet wird. Der Kampf gegen die Zeit war nicht zu gewinnen. Die zentrale Aufgabe hat der Direktor aber nach bestem Wissen erfüllt, denkt er. Es galt, die Lücken in der Sammlung zu schließen. Einige Stücke waren 1945 am früheren Museumsstandort in München durch Bomben zerstört worden.

Seit 1972 ist das Ingolstädter Schloss die Heimat der Sammlung. Besonders

stolz ist der Direktor auf den Waffenrock des Jesuitenpaters Rupert Mayer, der im Reduit Tilly in einer Glasvitrine zu sehen ist. Der 1945 gestorbene, inzwischen selig gesprochene Pater, verlor als Feldgeistlicher 1916 in Nordfrankreich an der Somme ein Bein.

Mit sehr viel Ausdauer und Geschick hat Aichner die Sammlung erweitert. Anfang der neunziger Jahre gab es massive Kritik in der Stadt, der Direktor würde das etwas ausufernd betreiben. So lagern im Depot unter anderem ein Starfighter, Mini-U-Boote und Panzer, die jedoch noch nie zu sehen waren. Um diese Stücke macht Aichner bis zuletzt ein Geheimnis.

Zu einem weiteren seiner Lieblingsexponate gelangt man derzeit auch nur mit einem Schlüssel: In einem Nebenzimmer oben im Schloss hängt ein mehrere Quadratmeter großes Ölgemälde des Schweizer Malers Rudolf Mülli von bayerischen Jägern im Soldatenalltag um 1900. Das hatte Aichner als Kind gesehen. Er war sofort fasziniert. Die Spur verlor sich aber, ehe ihm das Bild sechs Jahrzehnte später plötzlich angeboten wurde. „Vor vier Wochen habe ich es mit selbst gesammelten Spenden erworben.“



Veteran der Militärhistorie: mit 36 wurde er Museumsdirektor – und blieb es mehr als 30 Jahre: Ernst Aichner, hier 1990 mit dem bayerischen Wissenschafts- und Kulturminister Herrn Zehetmair.

Das schönste Geschenk zum Ruhestand hat er sich folglich selbst gemacht. Doch der Abschied fällt mehr als schwer. Das sagt Aichner nicht direkt, doch man merkt es ihm deutlich an. Feierlich wird es Ende Januar werden, wenn der Direktor offiziell in Pension geschickt wird. Aber Aichner erwartet eigentlich nichts. „Ich hatte ja nicht mal eine richtige Einführung.“ Als sein Vorgänger Peter Jaeckel 1979 den Stab feierlich an ihn, seine langjährige rechte Hand, weiterreichen sollte, verpasste Aichner seine eigene Amtseinführung fast komplett, weil er noch mal los musste, um einen sowjetischen General vom Hauptbahnhof abzuholen. Es ist eben, als wäre Aichner schon immer da gewesen.



Von Suzanne Schattenhofer/DK vom 29. März 2010

Verabschiedung von Dr. Ernst Aichner im Spiegel der örtlichen Presse

*Freunde des Armeemuseums verabschieden ehemaligen
Direktor Ernst Aichner mit allen Ehren*

Die Freunde des Bayerischen Armeemuseums haben sich am Samstag bei ihrem Kameraden Ernst Aichner bedankt – für über 30 Jahre treue Dienste als Museumsdirektor. Der Festakt im Beisein von Wolfgang Prinz von Bayern dauerte mehr als drei Stunden und endete mit einem Ehrensallut.

Gute Chancen, in die Annalen der Militärgeschichte einzugehen, dürfte der Auftritt von Manfred Dumann haben. Der Vorsitzende der Museumsfreunde benötigte ungefähr eine Stunde, um die Anwesenden im Fahnsaal zu begrüßen. Er hatte es allerdings auch nicht leicht, denn die Gästeschar war schier unübersehbar und reichte von Wolfgang Prinz von Bayern bis zum Alt-OB Peter Schnell. Besonderen Glanz verliehen dem Festakt die Land- und Bürgerwehren in ihren farbenprächtigen historischen Uniformen. „Wir können jederzeit in Divisionsstärke antreten“, scherzte Dumann in Richtung des neuen Museumsleiters Ansgar Reiß, der tapfer in der ersten Reihe ausharrte, - und es klang in dem Moment fast bedrohlich.

War aber nicht so gemeint: „Wir freuen uns auf gute Zusammenarbeit“, betonte

Dumann. Ein Friedensangebot, nachdem die Personalentscheidung über die Köpfe der Museumsfreunde hinweg gefallen war. Die nämlich hätten Aichner gern noch ein drittes Mal in Verlängerung geschickt. Doch das ist längst Geschichte, Ernst Aichner seit Ende Januar im Ruhestand. Der Nachfolger sei auch ein Allgäuer, so Dumann versöhnlich, und er betonte in Anspielung auf das Thema der Doktorarbeit von Reiß („Radikalismus und Exil“): „Sie erschließen uns völlig neue Wege.“

Zu dem Zeitpunkt – Dumann fuhr gerade fort mit dem Verlesen mehrerer Grußworte entschuldigter Festgäste und schwenkte dann über zu Erinnerungen an die Heeresübung „Kecker Spatz“ im Jahr 1967 – mussten die Fahnen- und Standartenträger neben dem Rednerpult ausgewechselt werden, weil sie nicht mehr stehen konnten.

Nach zackiger Marschmusik – es spielten die Gebirgsschützen der Kompanie Audorf – stand ein Festvortrag mit dem schmissigen Titel „Stolze Leiber, fesche Schwalangschär und Blaue Teufel“ auf dem Programm. Referent Gerhard Bauer vom Militärhistorischen Museum der



Alte Kamerade: Manfred Dumann, Vorsitzender der Freunde des Armeemuseums, Wolfgang Prinz von Bayern, Karl Steininger, Landeshauptmann der Gebirgsschützen, Ernst Aichner und Jürgen Völkl, Landeskommandant vom Bund historischer Bürger- und Landwehren (v.l.)

Bundeswehr in Dresden freute sich, wieder einmal „im alten Regiment“ zu sein, hatte er doch dereinst im Armeemuseum das Handwerk des Historikers gelernt. Er zeigte Bilder bayerischer Soldaten aus vier Jahrhunderten und stellte zu Beginn die provokante Frage, was wohl eher auf den bayerischen Krieger zutraf: „Seppl in Uniform“ oder „In Treue fest“?

Dieses alte Motto war zumindest für Ernst Aichner immer Richtschnur, weshalb ihm nach dem Festvortrag etliche Auszeichnungen verliehen wurden, darunter das Verdienstkreuz am Bande vom Bund historischer Bürger- und Landwehren, sowie die Goldene Ehrennadel vom Verband der Reservisten der Deutschen Bundeswehr.

Der Dekorierte trat am Ende sichtlich gerührt ans Rednerpult und ließ zum wiederholten Male an diesem Tag die Geschichte des Museums Revue passieren. Hatte er doch selbst von Beginn an tatkräftig mitgewirkt und als Student die Fahnen aus dem Münchner Nationalmuseum hinausgetragen, bevor sie in Armeefahrzeugen für den Transport nach Ingolstadt verladen wurden. „Hier im Fahrensaal schließt sich also wieder der Kreis.“ Aichner erwähnte auch seine Frau, die emsige ehrenamtliche Mitarbeiterin des Museums. „Ich drücke meinem Nachfolger alle Daumen“, sagte er noch und hielt dann kurz inne. Da wurde es ganz still im Saal. Ernst Aichner blickte um sich und schloss mit zitternder Stimme, Ludwig Thoma zitierend: „Um mich ist Heimat.“



Der Neue

Dr. Ansgar Reiß, geboren 1965 in Mussenhausen; aufgewachsen in Mindelheim, Bayerisch Schwaben, verheiratet seit 2001



Praktische Tätigkeit

- 2008/2009 **Ausstellungskurator** am Deutschen Historischen Museum, Berlin, für die Ausstellung *Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa*
- WS 2008/090 *Lehrbeauftragter* der Humboldt-Universität zu Berlin
- 2006/2007 *Wissenschaftlicher Mitarbeiter* am Deutschen Historischen Museum für die ständige Ausstellung
- April 2005 bis Oktober 2006 *Ausstellungskurator* am Deutschen Historischen Museum, Berlin, für die 29. Ausstellung des Europarates *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962-1806. Altes Reich und neue Staaten 1495-1806*.
- April 2003 bis Ende 2004 *Wissenschaftlicher Mitarbeiter* am Historischen Institut, Prof. Dr. Michael Wolffsohn, *Universität der Bundeswehr München*.
- 2001-2003 *Volontariat*, dann *Wissenschaftlicher Mitarbeiter* bei den Museen der Stadt Regensburg. Schwerpunkt u.a. Konzeption und Organisation der Ausstellung *1803. Wende in Europas Mitte*
- 1998-2003 *Lehrbeauftragter für Neueste Geschichte* an der Universität Regensburg
- ## **Studium und wissenschaftliche Qualifikation**
- 1998 Promotion im Fach Geschichte an der Universität Gießen; Thema der Arbeit: „Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika“; Betreuer der Arbeit: Prof. Dr. Günther Lottes.
- 1990/1991 Abschluss des Studiums mit dem Magister Artium in Regensburg
- 1989/1990 Studium der Geschichte und der Klassischen Archäologie an der Universität Tübingen
- 1986-1989 Studium der Geschichte und der Klassischen Archäologie an der Universität Regensburg

Publikationen

Radikalismus und Exil. Gustav Struve und die Demokratie in Deutschland und Amerika (Transatlantische Historische Studien Bd. 15), Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2004.

Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa. Herausgegeben von Ansgar Reiß und Sabine Witt (Ausstellung im Deutschen Historischen Museum, 1. April bis 19. Juli 2009), Dresden: Sandstein Verlag, 2009.

Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806 Katalog. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums, herausgegeben von Hans Ottomeyer, Jutta Götzmann und Ansgar Reiß (29. Ausstellung des Europarates im Deutschen Historischen Museum, 28. August bis 10. Dezember 2006), Dresden: Sandstein Verlag, 2006.



Der neue Direktor Ansgar Reiß, im Interview mit dem DK – 1. Februar 2010

Von Krieg & Frieden

Ansgar Reiß, der neue Direktor des Bayerischen Armeemuseums, tritt heute sein Amt an. Im Gespräch mit Christian Silvester (DK) berichtete der 44-jährige, promovierte Historiker über seine Pläne und sein Verständnis von Geschichtsvermittlung. Dabei kam er am Afghanistan-Krieg und dem berühmten Feldherrn Tilly nicht vorbei. Herr Reiß, welche militärische Leistung bewundern Sie?

Ansgar Reiß: Die bewundernswerten militärischen Leistungen sind meistens die Friedensschlüsse, zu denen die Militärs wichtige Beiträge liefern. Man darf das nicht unterschätzen. Ein Friedensschluss kommt nicht dadurch zustande, dass das Militär völlig in den Hintergrund gedrängt wird, sondern es muss in der Lage sein, die Grundlagen dafür zu schaffen.

Als Herr über ein staatliches Kampfmitelarsenal unterliegen Sie ab heute dem Kriegswaffenkontrollgesetz. Was ist das für ein Gefühl?

Reiß: Das ist natürlich ein eigenartiges Gefühl, das einen dazu veranlasst, Dinge besonders korrekt zu betreiben. Aber das ist ja auch gut so.

Der Verein der Freunde des Armeemuseums hat Ihre Ernennung mit Kriegsgeheul begleitet, weil er einen Historiker aus den eigenen Reihen favorisiert hat. Wie ist derzeit die Lage an der Front?

Reiß: Die Lage ist entspannt und freundschaftlich. Ich freue mich darauf, mit den Freunden des Armeemuseums zusammenzuarbeiten. Es besteht inzwischen auch ein guter Kontakt zum Vorsitzenden, Herrn Manfred Dumann. Es gab sicher anfangs Irritationen um die Bekanntgabe meiner Ernennung, aber das ist jetzt Geschichte.

Was kann ein Armeemuseum den Menschen heute sagen? Was muss es den Menschen heute sagen?

Reiß: Ein Armeemuseum konfrontiert uns mit vielen unangenehmen Seiten der Vergangenheit. Es gehört zum Wesen der Erinnerung, dass man Unangenehmes auszublenden versucht, was oft fatale Folgen hat. Die Aufgabe eines Armeemuseums ist zweifellos in erster Linie eine Aufklärerische. Wir müssen darüber Auskunft geben, welche Rolle militärische Strukturen und staatlich organisierte Gewalt in unserer Geschichte spielen.

Die Faszination für Waffen ist unleugbar weit verbreitet. Die Versuchung, einen Kriegskult zu betreiben, ist groß. Wo liegt für Sie die Grenze?

Reiß: Ich glaube nicht, dass es möglich ist, hier ein allgemeines Prinzip zu formulieren. Ich sehe viele Gegenstände aus der Geschichte, mit denen der Umgang problematisch ist. Ein Armeemuseum muss sich darüber besonders sorgfältig Gedanken machen. Ich denke da etwa an das Problem der Gewaltdarstellung. Man kann Waffen nicht einfach naiv als schön präsentieren, sondern muss bedenken: Was erreiche ich mit dieser Emotion, die ich durch ein Ausstellungsstück auslöse? Diese Emotion ist ganz wichtig. Es ist eine



Tatsache, dass Waffen Besucher anziehen – das zu leugnen, wäre verkehrt. Aber man muss sich bemühen, das in die richtigen Bahnen zu lenken, denn man darf Waffen nicht einfach nur toll finden.

Welche weiteren Erfahrungen möchten Sie in Ihre Arbeit einbringen?

Reiß: Das Spannende an Ausstellungen ist ja das Konkrete. Man geht immer von einem Objekt, einer konkreten Geschichte aus. Da kann ein Museum auch der Forschung viel bieten, weil man als Ausstellungsmacher gezwungen ist, das Allgemeine, die großen Prinzipien der Geschichte, im Konkreten wiederzufinden, es an einzelnen Beispielen zu erzählen.

Zu Ihren nächsten Aufgaben dürfte es gehören, einen Starfighter F104 und ein Mini-U-Boot aus dem zweiten Weltkrieg zu präsentieren. Haben Sie schon eine Idee, was man da machen könnte?

Reiß: Wie man U-Boote in Ausstellungen einbindet, ist sicher eine schwierige Sache. Grundsätzlich finde ich es faszinierend, großformatige Objekte zu haben, um die herum man Ausstellungsepisoden aufbaut. Und auch der Starfighter wird sicher seinen Platz finden. Er ist ein hervorragendes Exponat, um den Kalten Krieg zu thematisieren. Und wir werden auch an die tragischen Ereignisse der vielen Starfighter-Abstürze erinnern müssen.

Ernst Aichner, Ihr Vorgänger, hat eine große Sammlung zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der Bundeswehr zusammengetragen. Wie stehen die Chancen, dass die Exponate bald gezeigt werden?

Reiß: Die Chancen stehen sehr gut. Einen konkreten Zeitplan kann ich aber leider

noch nicht nennen; das ist zurzeit in der Politik immer ein Problem. Es ist der erklärte Wille da, der auch im Ministerium zum Ausdruck gebracht wurde. Es ist eine alte Planung, die Herr Dr. Aichner immer vorangetrieben hat. Es wird sicherlich auf längerer Sicht eine Dauerausstellung zum Zweiten Weltkrieg geben. Die muss man gründlich vorbereiten, und zwar nicht nur, indem wir uns in der Studierstube Gedanken machen, sondern wir sollten eine Diskussion darüber führen und uns bemühen, in ganz Europa Partner zu finden, die mitarbeiten und Ideen geben. Das ist auch ein Teil unseres Bildungsauftrags.

Welche Ihrer Pläne wollen Sie schon ver-raten?

Reiß: Ich habe vor, wenn alles abgeklärt ist, einen Plan zu veröffentlichen. Jetzt kann ich bereits sagen, dass wir in drei Jahren ein Projekt dazu machen, das in der Forschung der „zweite Kalte Krieg“ genannt wird, also die Nachrüstung in der Folge des Nato-Doppelbeschlusses, der 1983 aktuell wurde. Es wird also 2013 eine Ausstellung zur Geschichte der Friedensbewegung geben.

Kritiker sagen, die Sammlung im Neuen Schloss sei museumsdidaktisch auf dem Stand der sechziger Jahre, also ziemlich veraltet. Inwieweit ist diese Kritik berechtigt?

Reiß: Bei der technischen Ausstattung liegt natürlich immer viel an finanziellen Mitteln. Es wird jeder Ausstellungsmacher ein Lied davon singen können, wie aufwendig es ist, etwas schön zu gestalten. Da würde ich keinem einen Vorwurf machen. Ich möchte etwas zur ursprünglichen Konzeption sagen: Das Bayerische Armeemuseum sollte bei der Gründung



vor über 100 Jahren ein Denkmal für die bayerische Armee sein. Es entstand in der besonderen historischen Situation, als der bayerische Staat unter König Ludwig II. immer mehr Souveränität verlor. Das Museum ist somit zugleich ein Versuch, Erinnerung zu formen. Dieser Gedanke sollte auch langfristig im Konzept des Museums zur Geltung kommen. Das Museum war für Ludwig II. ein Symbol für das Fortbestehen seiner Monarchie – und auch diese Tradition gilt es zu pflegen, denn das ist selber wieder etwas Historisches.

Zur Gegenwart: Bundesverteidigungsminister zu Gutenberg spricht von „kriegsähnlichen Zuständen in Afghanistan“. Wie beurteilt ein Historiker diese Formulierung?

Reiß: Er hat recht.

Aber wieso sagt Gutenberg nicht: „Es ist Krieg.“?

Reiß: Das ist eine Folge der politischen Kultur in der Bundesrepublik. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte man den Gedanken möglichst weit von sich weisen, Deutschland könnte wieder Krieg führen. Aber es scheint wirklich problematisch, wenn man sich die Ereignisse in Afghanistan ansieht. Es ist dort eine Form von Krieg, zwar ein irregulärer; aber wir dürfen den Begriff nicht darauf beschränken, dass zwei souveräne Staaten Krieg miteinander führen. Es hat in der Geschichte schon immer Bürgerkriege und Aufstandsbewegungen gegeben. Jedoch: Wie man das dann rechtlich beurteilt, ist ein anderes Thema.

Welche Auswirkungen hat es auf Ihre Arbeit, dass sich wieder deutsche Truppen im Einsatz befinden?

Reiß: Es wird sicher Auswirkungen haben, weil das erneut zu einer anderen Stellung von Militär und Krieg in der Gesellschaft führt. Da erwarte ich markante Verschiebungen. Die Bundeswehr spielt bereits eine andere Rolle in unserer Gesellschaft. Das große, stehende Heer des Kalten Krieges vorher, jetzt mit allen Mitteln auf Mobilität getrimmte Einsatzkräfte. Damit verändern sich auch die Aufgaben des Armeemuseums. Es gibt jetzt wieder Menschen, die Erfahrungen mit Krieg haben, sei es, weil sie Angehörige sind. Das ist eine ganz neue Situation. Da soll das Armeemuseum ein Ansprechpartner sein, der den Menschen hilft, so etwas zu formulieren. Wir wollen dazu beitragen, diese Erfahrungen in Bahnen zu lenken, um rational verstehen zu können, was hier vorgeht.

Noch etwas Ernstes: Die Ankündigung, dass eine neue Realschule nach dem Feldherrn Tilly benannt werden soll, hat zu Protesten geführt. Wie beurteilen Sie diese gefürchteten alten Krieger?

Reiß: Es sind in Ingolstadt ja viele Dinge nach Tilly benannt und auch in ganz Europa. Man kann es tun, doch ob es besonders glücklich ist, möchte ich in Frage stellen. Vermutlich ist es dadurch zustande gekommen, dass Tilly in Ingolstadt eben ein bekannter Name ist. Vielleicht aber wäre es besser gewesen – zumal man sich im Bildungsbereich bewegt –, sich einen Vertreter der großen und wichtigen Ingolstädter Universität als Namenspatron zu suchen. Da gibt es zahlreiche bedeutende Gelehrte, die sicher einfachere Identifikationsobjekte wären als der Feldherr Tilly.

Oberst a. D. Joachim Oberhoff

Ein Blick hinter die Kulissen

Teil 2 Vortsetzung aus Kaskett 21/22

Eine wichtige Abteilung des Museums ist die Bayerische Armeebibliothek, geführt von Frau PÖLLMANN-BAYER und Herrn BAYER.

Die Bayerische Armeebibliothek

Eigentlich sind es ja zwei Bibliotheken, wie es auch zwei Mitarbeiter sind, die sich die Aufgaben geordnet teilen.

Nämlich zunächst die sogenannte „Präsenzbibliothek“ und als weiteres die sogenannte „öffentliche“ Bibliothek, eigentlich „Bayrische Armeebibliothek“ (siehe Kaskett Nr. 14, Seite 21 ff).

Schauen wir uns also die Präsenzbibliothek an.

Geführt wird sie von Frau Angelika PÖLLMANN-BAYER, die seit 1975 dieser Aufgabe nachgeht. Als ausgebildete Buchhändlerin und Bibliothekarin beherrscht sie ihre „Schutzbefohlenen“. Und das sind ca. 40.000 Bände, die sich mit dem 1. und 2. Weltkrieg befassen, Aussagen machen können zu allgemeiner Geschichte und Kriegsgeschichte, Sachliteratur umfassen über Uniformen, Waffen und Fahrzeuge sowie die Geschichte von Truppenteilen enthalten, zunächst als Regimentsgeschichte, später als Divisionsgeschichte bezeichnet.

Der Interessierte, vor allem aus dem Haus, aber auch von außen, darf einsehen, kann auch Kopien erhalten, aber mitnehmen darf er nichts. So ist hier in

erster Linie der Dienstleistungsbetrieb für den Mitarbeiter des Hauses.

Weiter wird hier der „Außenverkehr“ der Buchbeschaffung durchgeführt. Der Museumsleiter oder der wissenschaftliche Mitarbeiter ist auf einen Buchhinweis gestossen, der für die Arbeit des Museums interessant sein könnte. Als erster Schritt wird nun geprüft, ob diese Unterlagen dazu möglicherweise schon sogar verfügbar sind. Wenn nicht, dann ist es Aufgabe von Frau PÖHLMANN-BAYER, so genügend Geld vorhanden ist und die Genehmigung der Leitung vorliegt, die Beschaffung einzuleiten und durchzuführen. Und die Beobachtung des Büchermarktes im Hinblick auf In-



teressantes, noch nicht Vorhandenes, gilt natürlich als selbstverständliche Aufgabe.

Bis vor ca. 2 Jahren waren die genannten 40.000 Bände auch in Karteikarten erfasst. Heute wird, mit Hilfe der im Haus verwendeten Vernetzung, alles Neue in die elektronische Datei eingegeben.

Die Bayerische Armeebibliothek, geführt von Herrn Johannes BAYER (beide Mitarbeiter sind nicht miteinander verwandt) umfasst ca. 125.000 Bände und 20.000 meist zu den geschichtlichen Bänden zugehörige Kartenwerke. Herr BAYER hat diesen Teil des Museums, wie oben erwähnt, ausführlich beschrieben, so dass sich in diesem Zusammenhang eine erneute Beschreibung erübrigt. Aber zu Herrn BAYER ist bisher nichts gesagt worden: er war vor dieser Tätigkeit 12 Jahre Offizier der Panzerklärungstruppe bei der Bundeswehr, ehe er 1988 ausschied und 3 Jahre lang an der Staatsbibliothek in München und der Universität Regensburg den Beruf des Bibliothekars erlernte. Nach der Ausbildung arbeitete er noch ein Jahr in München an der Staatsbibliothek, ehe ihn sein beruflicher Weg zum Bayerischen Armeemuseum führte. Seit dem 01. April 1992 hegt und pflegt er diese einzigartige und wertvolle Sammlung.

Die Buchbinderei

Hier arbeitet Frau Melitta SCHLUTTENHOFER, Buchbindermeisterin.

Was sind ihre Aufgaben und was ist ihr Tun:

Alle Zeitschriften, die das Museum bezieht und die wissenschaftlich interessant sind, werden bei ihr als Jahres- oder Zweijahresbände zusammengefasst und gebunden archiviert.

Die wissenschaftlichen Mitarbeiter lesen häufig Fachbücher, die als Taschenbuch herausgegeben werden, und dadurch sehr schnell an Haltbarkeit verlieren und unbrauchbar würden, trägt nicht Frau SCHLUTTENHOFER in

Aktion. Sie bindet diese Bücher in feste Einbände und ermöglicht damit einen langfristigen Gebrauch dieser Fachliteratur.

Daneben fertigt sie Fotoalben an oder erhält sie, je nach Einlieferungszustand des Materials. Alte Bilder mit Beschriftung sollen im Original erhalten bleiben, so muss für sie ein Schutz geschaffen werden, entweder in Form eines neuen Albums oder der Einarbeitung in bestehende Alben.

Weiter sind beispielsweise alte Grafiken oder Aquarelle zu erhalten



und zu schützen. Dazu werden für die Archivierung Passepartouts gefertigt, die in ihrer Substanz Karbonatpuffer enthalten, um ein Übertragen von papierereigenen Substanzen von einem Objekt auf das andere zu verhindern. Und das ist bei der Vielfalt der alten Materialien, die bei ihrer Fertigung ohne Berücksichtigung heute zu beachtender Umweltschutzbestimmungen hergestellt wurden, sehr wichtig. Denn unter Umständen zerstören solche Substanzen beim Aufeinandertreffen ihren eigenen Träger oder die Nachbarschaft. Und das gilt es natürlich zu verhindern.

Ein wichtiger Arbeitszweig ist auch das Instandsetzen oder auch Anfertigen von Pappschachteln. Diese wurden in früheren Zeiten zur Aufbewahrung aller möglichen Kleinteile verwendet und wo sie heute noch erhalten sind oder im



Dauergebrauch waren, da hat ihr Zustand meist gelitten. Da sind geschickte Hände gefragt, sie in Form und Farbe gekonnt zu „heilen“ oder nachzubauen. Wobei auch hier, wie in allen Werkstattbereichen, der Grundsatz gilt, erhalten „JA“, nachbauen nach Vorlage oder alter Bauanleitung „JA“, aber nachbauen ohne Originalmuster „NEIN“.

Auch gilt es, Karteikästen für Karteikarten einer heute nicht mehr gängigen Grösse zu fertigen, alte Munitionsverpackung erstehen zu lassen, kurz, „alles was nach Papier riecht, aussieht oder schmeckt“ zu bearbeiten.

Nicht zu vergessen sind früher häufig verwendete Wandanschläge oder Plakate, deren Altersschwäche oft nicht zu übersehen ist und die es wieder in ähnlichen Zustand zu versetzen gilt.

Die Geräteausstattung, die zur Verfügung steht, ist gering. Handarbeit ist gefragt, Maschinen können nur sehr begrenzt eingesetzt werden. So sind Schneidemaschinen und Pressen die Hilfsmittel, die die wichtigsten Arbeitsgeräte, die eigenen geschickten Hände und die wachen Augen unterstützen.

Der Nachschub an zu verarbeitenden Material wächst auch nicht im Hof des Museums. Er muss bei Speziallieferanten beschafft werden, die für eine solche Werkstatt, mit solchen Anforderungen geeigneten Nachschub z.B. an ph-neutralem Papier, Gewebe, Karton, Pappe und Gold- oder Farbprägebänder liefern können.

Und das alles in einem relativ kleinen Raum, dem Reich der Frau SCHLUTTENHOFER, die seit 15 Jahren im Museum arbeitet, nachdem sie zuvor die klassische Buchbinderei „alter Art“ mit

der Beschäftigung am Einzelstück, nicht der Fabrikation, bis hin zur Meisterschaft erlernt hatte.

Das Fotolabor

Wer sich hier ein Fotolabor mit Schalen und Chemikalien vorstellt, dass dann auch noch abgedunkelt wird, der wird enttäuscht. Da stehen grosse Lampen zum Ausleuchten, hängen Gestelle zum Aufhängen von Bilderrahmen, reihen sich Elektroleitungen durch den Raum. Nein, das ist kein Labor alter Art, sondern ein modernes Studio, in dem elektronisch gearbeitet wird. Das Reich des Christian STOYE, der seit ca. 5 Jahren hier wirkt. Ursprünglich hat er einmal eine gründliche Ausbildung als Fotograf durchlaufen. Aber die Zeit des Films ist hier Vergangenheit. Das ist ein moderner Dienstleistungsbetrieb für die wissenschaftlichen Mitarbeiter.

Hier wird digital gearbeitet, davor wurden Negativ- und Diafilme benutzt, die heute noch das Archiv dieses Arbeitsbereiches füllen. Heute wird digital fotografiert und im raumzehrenden, aber sehr auflösungsstarken TIF-Format abgelegt. Und das auf zwei parallel geschalteten 60-Gigabyte-Festplatten, die täglich bedient werden und in einem besonders gesicherten Raum dem Zugriff weitgehend entzogen sind.

An nur fünf Arbeitsplätzen kann auf die Eingaben zugegriffen werden, wobei sich zwei davon nur sehr eingeschränkt



bedienen dürfen. Es muss dafür gesorgt sein, dass keine Fehler durch ungeschicktes Benutzen entstehen. Und es menschelt halt überall! Die Hauptaufgaben, die zu bearbeiten sind, können in drei Gruppen eingeteilt werden:

1. Das Fotografieren von Bildern, Waffen, Uniformen, Ausrüstungsgegenständen, Fahrzeugen und auch besonderen Büchern, einzelnen, außergewöhnlich wichtigen Papieren oder Briefen.

So werden eben nicht nur die wissenschaftlichen Mitarbeiter des eigenen Hauses „bedient“, sondern auch bisweilen Anfragen von Verlagen nach bestimmten, qualitativ hochwertigen Abbildungen von Museumsgegenständen erfüllt.

Diese Fotos werden archiviert oder veröffentlicht, und zwar beispielsweise in Fachzeitschriften, Schulbüchern oder aber von Heimatforschern angefordert, um in speziellen Ausarbeitungen oder Chroniken verwendet zu werden.

2. Die Fertigung der Ausstellungsplakate erfolgt in dieser „Hexenküche“. Herr STOYE erhält grobe Vorgaben, was Thema und Motiv einer Ausstellung angeht und entwirft danach in Abstimmung mit der Leitung des

Hauses die ansprechenden Plakate, die für die zahlreichen Ausstellungen des Museums werben.

3. In modernen Betrieben wird heute der Dienstposten eines „Systemadministrators“ ausgeworfen. Es liegt nahe, dass bei den unter 1. und 2. beschriebenen Tätigkeiten der Umgang mit dem PC etwas ist, was beherrscht werden muss. So ist

hier die Aufgabe der Computerbetreuung und der Archivierungssoftware angesiedelt. Und in seiner Verantwortung vollzog sich auch die Umstellung von den überall im Haus vorhandenen Karteikarten zur computergestützten Archivierung des umfangreichen Materials des Museums. Heute wird nur noch am PC archiviert, die gute alte Karteikarte steht aber immer noch zur Verfügung, denn es wäre eine Lebensaufgabe, alte Bestände in einigen Bereichen in den PC übertragen zu wollen. Da hilft dann wirklich nur das Nachschauen wie in alten Zeiten.

Die Metallverarbeitung

In diesem Arbeitsbereich sind vier Mitarbeiter tätig, die mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen ihren Aufgaben nachgehen. Vom Werkzeugmacher über den Elektromaschinenbauer hin zum Goldschmied erstrecken sich die erlernten Berufe.



Herr Martin BÜHRINGER

Herr Roland HOPP

Herr Franz PRUMMER

Herr Gerhard SICHERT

Was ist hier gefragt:

Von der Handarbeit mit viel Gefühl bis hin zum kräftigen Zuschlagen mit dem schweren Hammer ist alles von Nöten.



und Bohrer sind vorhanden, dazu Feinstrahlgeräte zur Reinigung. Wie schon erwähnt, die Handarbeit ist gefragt, nicht ein computergesteuertes Element, das Mas-

Vom Panzer bis zum Uniformknopf oder der kleinen Schraube, die nach Vorlage nachgefertigt werden muss, – das Spektrum ist sehr breit.

Dabei geht es um

- 🌀 Reinigung
- 🌀 Konservierung
- 🌀 Restaurierung
- 🌀 Ersatzteulfertigung,

wobei letzteres nur, wie auch schon in anderen Arbeitsbereichen erwähnt, nach vorhandenen Originalteilen geschehen darf.

Und ein detaillierter Restaurierungsbericht darf auch nicht fehlen, wo sonst kann später oder an anderem Ort nachvollzogen werden, was an dem Ausstellungsstück bereits gearbeitet wurde.

Für die Bereiche Reinigung und Konservierung ist dabei zu beachten, dass nur Materialien verwendet werden dürfen, die umweltfreundlich und abbaubar sind und die das zu bearbeitende Stück nicht verfälschen. Somit ist auch für diesen Arbeitsbereich keine aufwendige Entsorgung in Form von Sonderlagerort oder Abtransport erforderlich. Ein wichtiges Merkmal für den Schutz der Mitarbeiter und der Kosteneinsparung.

Der Maschinenpark ist sehr bescheiden, nur die nötigsten und gängigsten Maschinen wie Drehbank, Säge, Fräser

senfertigung betreiben kann.

Die Beantwortung von Fragen von auswärts sollte nicht unerwähnt bleiben, wenn Funde gemacht werden, der Mitarbeiter entsandt wird zur Begutachtung – und plötzlich vor einer scharfen Granate steht, mit der der bisherige Besitzer ahnungslos gespielt hatte.

Oder auch die Behandlung von im 1. Weltkrieg verwendeten Leuchtschriften (intensiv jodiert) oder im 2. Weltkrieg verwendeter Phosphormunition, die zunächst unerkannt entdeckt wird und freundlich lächelnd, aber ahnungslos angeboten und übergeben wird. Ebenso ist es mit Gerät aus Beständen der NVA, die viel sorgloser, oder sollte man sagen, rücksichtsloser mit Leuchtstoffen in Armaturen oder Ferngläsern umging und deren Behandlung heute unter erheblichen Auflagen steht. Also neben der Freude an der Arbeit und dem Wachsensehen von Ausstellungsstücken gibt es auch Gefahrensituationen, die sich unvermutet auftun.

Dafür entschädigt dann die Fertigstellung eines 8,8 cm Flakgeschützes nach zweijähriger Arbeitszeit, das bis in die letzte Schraube zerlegt, überarbeitet und wieder zusammengesetzt ist und seine volle Funktionsfähigkeit besitzt, die hoffentlich nie wieder genutzt werden muss.

Oder die sorgfältige Überarbeitung des Steinschlossgewehrs mit Nachfertigung von Kleinteilen, um es an einem Ort auf Dauer auszustellen, wo es vor 300 Jahren im Einsatz war.

Stellt sich noch die Frage nach dem Nachwuchs für solche Spezialisten. Neben den ganz einfachen Wegen des Suchens über Anzeigen und Ausschreibungen nach diesen Berufen, denn den Beruf des „Restaurators“ gibt es in Bayern in vielen Bereichen nicht, gilt es dann bei Bewerbungen die „richtige“ Hand und Nase zu haben, um den Mitarbeiter zu finden, der auch das Herz mitbringt, diese Arbeit im Team mitzugestalten.

Der Modellbau

Vor ca. 20 Jahren begann Herr Konstantin MIETHIG als Autodidakt seine Arbeit im Museum. Zunächst hatte er Schreiner gelernt, dann im Stadtmuseum im Bereich Restaurierung gearbeitet und dabei verschiedene Ausbildungen durchlaufen, u.a. eine zweijährige Lernphase in Gemälderestaurierung und Farblehre im hessischen Justizministerium in Wiesbaden. Er liebte es Modelle zu bauen. So fertigte er das Dachstuhlmodell im Ingolstädter Stadtmuseum, er baute Eisenbahnmodelle und so entwickelte sich aus dem Hobby seine Berufung und letztlich sein Beruf. Die Kenntnisse, wie zu restaurieren und zu konservieren ist, erarbeitete er sich selbst.

Und was ist seine Aufgabe im Museum?

Der Museumsleiter erteilt ihm beispielsweise den Auftrag, ein Modell eines Schiffes oder Flugzeugs, das mit dem Thema „Bayern, Militär“ zu tun hat nachzuschauen und gibt damit das

Ziel vor. Planung und Durchführung liegt nun bei Herrn MIETHIG, wie beim Schlachtkreuzer „VON DER TANN“, der nunmehr seit 1995 in Arbeit ist.

Nun baut sich so ein Objekt nicht „so einfach mal“. Nein, es sind für den Laien kaum vorstellbare Vor- und Begleitarbeiten zu bewältigen.

Zunächst müssen Unterlagen von dem zu bauenden Stück beschafft werden, Pläne, Fotos, wenn möglich Konstruktionsunterlagen, evtl. Originalteile. Das alles muss dann am PC „verarbeitet“ werden, berechnet und maßstabsgetreu neu gezeichnet, damit aufgrund dieser neuen Unterlagen das Handwerkliche



einsetzen kann und Einzelstücke angefertigt werden können. Da trifft es sich durchaus gut, dass Herr MIETHIG in seiner schulischen Ausbildung erste Schritte des Nutzens und

Bearbeitens von Problemen am PC erlernte, nicht wie heute mit vorgegebenen Softwarelösungen, sondern noch selbst solche Lösungen programmieren musste. Es ist einleuchtend, dass solche Arbeit nicht nur am Arbeitsplatz geschieht, sondern auch viele Stunden Heimarbeit beanspruchen, die nur ein Junggeselle aufbringen kann.

Seine Hilfsmittel als Maschinenpark sind nicht sehr umfangreich, aber sie reichen aus: Mechanikerdrehbank, Uhrmacherdrehbank, Fräsmaschine für Werk-



zeugbau, auch für Kleinwerktechnik, sowie andere Kleinmaschinen zur Bearbeitung von Metall, Holz, Leder, Kunststoffen und Keramik.

Zurück zum Beispiel „VON DER TANN“:

Wenn man sich vor Augen führt, dass allein einer der 4 Geschütztürme aus ca. 2000 Einzelteilen besteht, d.h. z.B. Nieten, Verschlüssen, Innenkonstruktionsteilen (die man später nicht sieht), Geschützrohre mit Abdeckringen (Grösse eine kleinen Eheringes, bestehend aus über 10 Einzelteilen)

oder aber

das zu 4/5 fertige Deck aus 2.500 Planken besteht, dann mag man sich vorstellen, welche Geduld und Liebe die Arbeit erfordert. Dass diese Planken aus einem besonderen Holz sind, an zwei Seiten eingefärbt sind, um nach dem Verlegen und Abschleifen zum Glätten eine Abgrenzung untereinander sichtbar werden zu lassen, ist nur ein „kleiner“ Nebeneffekt, der planerisch bedacht werden muss. Eine „normale“ Planke hat übrigens die Masse von 2 mm Stärke, 3 mm Breite und 120 mm Länge. Aber eben nur die Normale. Alle Kanten oder Rundungen des Decks erfordern exakte Sondermasse, die angepasst werden müssen.

Oder man denke an die Bullaugen des Schiffes. Dafür hat Herr MIETHIG extra eine Stanzlehre gebaut, um die Plastikscheibchen in exakter Grösse zu erhalten, die dann nicht eingeklebt werden müssen, sondern aufgrund ihrer genauen Gleichheit und Grösse in die Fassung hineingedrückt werden können und passen, ohne zusätzlichen, auftragenden oder möglicherweise „verschmierenden“ Kleber.

All das sieht der Besucher nicht, sondern er erfreut sich am fertigen Produkt, wahrscheinlich ohne sich Gedanken zu machen, wie viel Arbeit von Kopf und Händen, in wie vielen Stunden, dem Ausstellenkönnen vorangeht.

Die Schneiderei

Hier arbeitet Frau Klaudia HUTTER seit ca. 25 Jahren. Sie hat das Stickereihandwerk erlernt.

Ihr Aufgabenbereich umfasst die Bearbeitung von Uniformen. Es gilt eine einheitliche Kennzeichnung zu schaffen, die leicht sichtbar und eindeutig ist. Dazu wird jedes Uniformstück an der gleichen Stelle mit einem Stoffband versehen, dass eine Kenn-Nummer ausweist. Alte Beschriftungen, die z.B. vom Benutzer oder einer Kleiderkammer mit Kugelschreiber vorgenommen worden sind, haben z.T. irreparable Schäden nach sich gezogen, weil Inhaltsstoffe von Tinte oder Kugelschreiber ätzend wirkten und den Stoff zerfressen. Wer hat an solche Folgen früher schon gedacht?

Knöpfe, Nähte werden überarbeitet, Fehlstellen, z.B. bei Schulterstücken als solche kenntlich gemacht, d.h. eine sog. „provisorische Schadensbehebung“ vorgenommen.

Und man stelle sich vor, eine Motte verirrt sich in die Kleiderkammer des Museums! Welcher Schmaus wäre es für sie in den alten Stoffen herumzufressen und welcher unersetzbarer Schaden entstünde dem Museum. Also gilt es, gerade bei dem Einlaufen alter Uniformteile sehr sorgfältig zu kontrollieren, dass kein Ungeziefer durch diese Kontrolle schlüpft.

Wobei festzustellen ist, dass Uniform-

teile aus dem 1. Weltkrieg oder älter doch selten einlaufen, Teile aus dem 2. Weltkrieg schon eher und aus BW-Beständen oder -Händen bisweilen der Eindruck einer einfachen Entsorgung durch den Besitzer nicht ganz von der Hand gewiesen werden kann.

Das Beispiel einer „Reinigung“ ist bezeichnend:

Ein Uniformrock, auf dessen Schulter eine Epaulette war, auf deren unterer Teil eine Lacklederlasche hatte. Dieser Lack hat sich im Laufe der Jahrzehnte mit dem daranliegenden Stoff der Jacke verbunden. Welche Stoffe dieser Lack enthielt, kann man natürlich nicht mehr feststellen. Nun gilt es, den Rock auf der Schulter von den Lackresten zu befreien. Das erfolgt mechanisch, indem vorsichtig mit einer Pinzette Lackstückchen für Lackstückchen abgelöst wird, soweit als möglich – falls das überhaupt funktioniert. Chemikalien zur weiteren „Reinigung“ darf Frau HUTTER nicht verwenden, denn wie reagiert der alte Stoff darauf? Und ein Probestoffstück zum Üben gibt es nicht!

Bei Löchern in Hosen oder Röcken hat sich als sehr hilfreich erwiesen, dass in alten Zeiten bei der Anfertigung nicht so knapp geschnitten wurde wie heute. So finden sich häufig Nahtzugaben, die sich als „Ersatzstofflieferant“ nutzen lassen, denn das benötigte Material braucht ja meist nicht gross zu sein. Und die Fingerfertigkeit von Frau HUTTER ermöglicht mit Hilfe einer Arbeitstechnik, die



sich zwischen Nähen und Sticken ansiedeln liesse, Löcher fast nicht mehr sichtbar verschwinden zu lassen.

Und was ist der Erfolg? Meist Freude, dass es so gut gelungen ist, aber manchmal auch ein kleines Frustgefühl: „Da hast du nun solange dran gearbeitet und man sieht überhaupt kein Ergebnis.“ Das soll zwar so sein, aber wer

schaud schon hinter die Logik eines fleissigen Kopfes??

Und noch ein Tun ist außergewöhnlich und dem oberflächlichen Betrachter unbekannt. Die schönen Büsten bei den Ausstellungen sind stets mit wohl-sitzenden Uniformstücken ausgestattet. Fällt dem Betrachter eigentlich auf, dass diese Büsten nicht die Maße der schlanken Schaufensterpuppen einer üblichen Dekoration haben? Uniformen aus alter Zeit passen nicht auf die modernen, dem Schlankeitswahn nachgebauten Puppen. Die Uniformen passten entweder schlanken Männern oder aber mit zunehmendem Alter meist „wampert“ gewordenen Dienstgraden. Im Schaufenster nun kann man den zu grossen Anzug oder das zu grosse Kleid hinten raffan, das sieht der Beschauer vor dem Schaufenster nicht. In der Ausstellung kann man möglicherweise darum herum gehen, also muss die Uniform passen, ergo muss die Büste der Uniform angepasst werden. Eine Kleinigkeit in der Forderung, aber ein Riesenaufwand im Aufbau bzw. der Vorbereitung eines „guten Bildes“.



Die Schreinerei

Holz war, davon kann man ausgehen, das gängigste und meist verbreitete Material vergangener Zeiten, natürlich auch leicht verfügbar und in vielfältiger Beschaffenheit vorhanden.

So liegt es auf der Hand, dass es heute zum Nachbauen und Ergänzen ebenfalls wieder genutzt wird.

In der nicht sehr grossen, übersichtlichen Schreinerei arbeiten zwei Mitarbeiter, Herr Heinz WEININGER, schon seit über 20 Jahre und Herr Tobias BAUR seit etwa 6 Jahren. Auch ihre Ausbildungswege sind nicht nur auf die Schreinerei begrenzt gewesen. Herr WEININGER z.B. ist auch als Feinblechner ausgebildet und von einem inzwischen ausgeschiedenen Mitarbeiter sind Wagnerkenntnisse weitergegeben worden, die heute nirgends mehr ausgebildet werden.

Und was wird gebaut?

Das ist vielfältig und lässt sich nicht generell beschreiben, weil die Anforderung täglich, nach Eingang verschiedenen Geräts, wechseln kann. So gilt es, Gewehrschäfte zu restaurieren, Geschützläfeten instand zu setzen, Transportschlitten oder Holzteile von Transportfahrzeugen zu erhalten oder, falls Bauanweisungen vorhanden, nachzubauen. Und von alten Geschützen gibt es Baupläne, die solches Tun erlauben.

Und immer gilt der Grundsatz: Altes erhalten, ergänzen und so in einen stabilen und anschauungswürdigen Zustand versetzen.

Der Besucher erwartet ein riesiges Holzlager! Weit gefehlt, denn die Teile, die es zu bearbeiten gilt, sind ja nicht riesig und immer nur Einzelstücke. So be-



nötigt das Museum kein grosses Lager. Dafür aber ausgesuchtes und gelagertes Holz: Esche, Ulme, Eiche z.B für Geschütze Nussbaum oder evtl. Buche für gewöhnliche Gewehre, oder aber Obstbaum für hochwertige Gewehre.

Woher kommt dieses Holz? Nicht durch teure Käufe wird es beschafft, sondern gesammelt.

Wie? Beispielsweise denkt das Bauamt der Stadt im Sinne des Museums mit, wenn Bäume im Stadtbereich gefällt werden müssen und dieses Holz sich für eine Verarbeitung im Museumsbereich eignet und bietet es vor einer Entsorgung an. Und die Mitarbeiter freuen sich, ihr kleines, aber feines Lager wieder etwas auffüllen zu können.

Ja und wer sorgt für die Ausstellungsvitrinen oder Schränke und Tische in den übrigen Teilen des Museums? In welchem Ausstattungshaus soll es denn diese zentimetergenauen Masse für ein Schloss geben, das sich mit solch ausgefallenen Einrichtungen schmücken muss? Also ist die Schreinerei an der Reihe, diese ganz speziellen Wünsche zu erfüllen.

Auch hier also wird das Wort Handarbeit mit spezieller Behandlung gross geschrieben. Es muß nochmals wiederholt werden (s. Kaskett 21/22): wir können stolz sein auf unseren guten Geistern „Hinter den Kulissen“.

Von Alexander Schäferling

Freiheit für die Griechen

Bayern-Prinz Otto bestieg den Hellenen-Thron

Im Londoner Protokoll, unterzeichnet vor 180 Jahren am 3. Februar 1830, wurde Griechenland durch die ehemaligen osmanischen Herrscher als unabhängige Erbmonarchie bestätigt. Der erfolgreiche Freiheitskampf der Hellenen (1821 bis 27) fand dadurch internationale Anerkennung: Griechenland, eine Wiege der abendländischen Kultur, kehrte nach jahrhundertelanger türkischer Fremdherrschaft zurück nach Europa.

Nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken 1453 wurde auch Griechenland von diesen erobert. Es folgten fast 400 Jahre der osmanischen und später auch der venezianischen Fremdherrschaft. Lediglich die Kirche und die selbstständigen Gemeindeverwaltungen vermochten das griechische Nationalgefühl aufrecht zu erhalten, das sich im 18. Jahrhundert neu zu entflammen begann.

Am 25. März 1821 rief Erzbischof Germanós die Griechische Revolution aus, die in ihrer ersten Phase einige Monate

lang erfolgreich war und zur Befreiung fast der ganzen Peloponnes führte. Der Freiheitskampf der Griechen fand die Unterstützung vieler europäischer, griechenfreundlicher Freischärler und wurde in den folgenden Jahren fortgesetzt.

Wenige Jahre später wurde jedoch der griechische Aufstand niedergeworfen und der Peloponnes fiel erneut unter türkische Herrschaft. Dennoch setzten die Griechen ihren Kampf mit Hilfe Großbritanniens, Russlands und Frankreichs fort, die in der Seeschlacht bei Navarino am 20. Oktober 1827 die ägyptisch-osma-



nische Flotte schlugen. Im Londoner Protokoll zwangen die drei genannten europäischen Großmächte am 3. Februar 1830 das Osmanische Reich, Griechenland als unabhängige Erbmonarchie unter dem Schutz der drei Mächte anzuerkennen. Die Verwaltung und Leitung des neuen Staates übernahm der erfahrene griechische Diplomat Graf Ioannis Antonios Kapodistrias, der bis dahin Außenminister des russischen Zaren war.



Nach der Ermordung Kapodistrias im Oktober 1831 durch politische Gegner wurde auf Betreiben der europäischen Großmächte der erst 17-jährige Prinz Otto von Bayern von der griechischen Nationalversammlung zum ersten König der Hellenen gewählt. Bis er im darauf folgenden Jahr den Thron bestieg und somit die Amtsgeschäfte selbst übernahm, führten bayerische Beamte die Regierung. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die Verlegung der Hauptstadt von Navplion nach Athen, um an die Blüte der Antike anzuknüpfen.

Otto konnte jedoch keinen Rückhalt in der Bevölkerung gewinnen. Durch den

Erlass einer Verfassung 1844, zu dem er im Vorjahr durch Massenproteste genötigt worden war, gelang es ihm zwar, seine Amtszeit bis 1862 zu verlängern. Dann jedoch entlud sich die Unzufriedenheit der Hellenen über den glücklosen „bayerischen“ König in zahlreichen Aufständen, und die Wittelsbacher mussten das Land verlassen.

Die Nationalversammlung wählte 1863 den dänischen Prinzen Wilhelm als Georg I. zum König. Georg begründete in Griechenland die Herrschaft der Glücksburger, die erst 1973 mit der Proklamation der Republik endete.

Von Michael Schmid

Gestorben für die Freiheit

Vor 200 Jahren wurde Andreas Hofer erschossen

„Ach, ihr Franzosen schießt schlecht!“ Dies, so will es die Legende, sollen die letzten Worte des Tiroler Freiheitskämpfers Andreas Hofer gewesen sein, als er die erste Salve des Erschießungskommandos überlebte. „Zu Mantua in Banden...“ ist heute die Hymne des österreichischen Bundeslandes Tirol. Zu Lebzeiten Tatmensch und zugleich Opfer der Mächtigen und Manipulatoren im eigenen Lager, wurde Hofer gerade durch seinen tragischen Tod zum Mythos.

Andreas Hofer erblickte am 22. November 1767 in Sankt Leonhard im Südtiroler Passeiertal das Licht der Welt, als Sohn einer Gastwirtsfamilie: Sein

Urgroßvater hatte den Sandhof errichtet, letzte Herberge für Reisende vor Überquerung des Jaufenpasses. Andreas verlor bereits früh seine Eltern. Als Wein- und Pferdehändlergehilfe bereiste er die Region, ehe er mit 22 Jahren den inzwischen heruntergewirtschafteten Sandhof von der Stiefmutter übernahm. 1789 heiratete er Anna Ladurner, und dem Paar wurden insgesamt sechs Kinder geschenkt.

Als die Habsburgermonarchie dem revolutionären Frankreich entgegentrat, zog auch der Abgeordnete zum Tiroler Landtag, Andreas Hofer, 1796/97 mit seiner Passeier Schützenkompanie in



den Kampf (in jener Zeit gelobte der Tiroler Landtag, alljährlich das Herz-Jesu-Fest zu feiern). In den nächsten Jahren sah Europa den Aufstieg des militärischen Genies Napoleon Bonaparte, und in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz 1805 erlitten Österreich und Russland eine katastrophale Niederlage. Tirol und andere österreichische Territorien fielen an Napoleons Verbündeten, das neu zum Königreich erhobene Bayern.

Dort bestimmte mit Graf Montgelas ein radikaler Reformier und Modernisierer die Politik, der nun die Torheit beging, die bayerische Herrschaft mit rücksichtsloser Härte in Tirol durchzusetzen: Ein neues Steuersystem wurde eingeführt, die alte Wehrverfassung aufgehoben, die Tiroler Söhne wurden zu sechs Jahren Kriegsdienst rekrutiert, ja der Name Tirol selbst sollte verschwinden. Klöster wurden aufgelöst, Priester entlassen, Wallfahrten, Prozessionen, ja sogar die Christmette verboten.

Von Erzherzog Johann, der öfters im Sandhof eingekehrt war, erhielt Andreas Hofer die Aufgabe, den Widerstand gegen die Bayern zu organisieren. Am 12. April sowie am 25. und 29. Mai 1809 brachten Hofer und sein Landsturm den bayerischen Truppen am Bergisel empfindliche Niederlagen bei, gefolgt vom Sieg über ein sächsisch-thüringisches Regiment. Allerdings trug der Aufstand auch deutlich antimoderne und antiaufklärerische Züge. Zur Verbitterung der

Schützen schloss das Kaiserhaus einen Waffenstillstand mit Napoleon – Tirol fiel wieder an Bayern.

Dann wiederholte sich dieses Schauspiel: Am 13. August 1809 gelang Hofers Schützen zunächst ein entscheidender Sieg gegen Marschall Francois-Joseph



Lefebvres französische, bayerische und sächsische Truppen. Hofer wurde zum Regenten von Tirol ernannt, residierte in der Innsbrucker Hofburg. Gleichzeitig sah sich jener einfache, ehrliche Mann überfordert angesichts der Winkelzüge und Skrupellosigkeiten der großen Politik. Da-

rüber hinaus wurden seine Erfolge von der Wiener Diplomatie am Grünen Tisch wieder aufgegeben, nachdem Napoleon in der Schlacht von Wagram die reguläre österreichische Armee geschlagen hatte: Der Frieden von Schönbrunn vom 14. Oktober galt in Tirol als Verrat.

Auch am Kaiserhof war man des Bauernführers längst überdrüssig geworden. Natürlich schätzte Kaiser Franz I. den Patrioten Hofer, doch zugleich fragte er: „Aber ist er ein Patriot für mich?“ Als Hofer auf eigene Faust weiterkämpfte, erlitt er am 1. November 1809 in der vierten Bergisel-Schlacht eine entscheidende Niederlage. Er wurde verraten, am 28. Januar 1810 gefangen genommen und ins Hauptquartier des Vizekönigs von Italien nach Mantua gebracht. Napoleon höchstpersönlich befahl Hofers Exekution, die am 20. Februar 1810 vollstreckt wurde.

Die Bayerische Landesausstellung 2010

Die „italienischste“ Stadt Deutschlands

Nirgendwo kommt Italien Deutschland so nahe, wie im von den Römern gegründeten Augsburg (augusta vindelicorum) – dort ließen die Fugger die frühesten deutschen Renaissancebauten errichten. Bauwerke Elias Holls und drei Monumentalbrunnen bilden den glanzvollen Rahmen der Bayerischen Landesausstellung „Bayern – Italien“ und ihrer zwei Teilschauen in der „nördlichsten Stadt Italiens“.

Römerfunde, erste Renaissancebauten und eine mehr als 2000-jährige Verbindung mit dem Süden: Wo – wenn nicht in Augsburg – sollte eine Bayerische Landesausstellung zum Thema „Bayern – Italien“ stattfinden? 15 vor Christus zogen römische Legionen über die Alpen und das Lechtal hinab und unterwarfen die keltischen Vindeliker. Irgendwann zwischen 8 und 37 nach Christus gründeten die Römer jene Siedlung, aus der dann die Provinzhauptstadt Augusta Vindelicum werden sollte.

Zu keiner anderen Region Bayerns währte das kulturelle und wirtschaftliche

Tête-à-Tête zwischen dem Süden und dem Alpenvorland im Norden schon so lange, wie mit dem bayerischen Schwaben. Im Jahr 98 schrieb Tacitus von Augsburg als „splendidissima Raetiae provinciae colonia“ – der äußerst glanzvollen Provinzhauptstadt Rätiens. Diese Provinz reichte von der Donau bis weit hinein in die heutige Schweiz. 46/47 bauten die Römer die Via Claudia Augusta nach Augsburg.



Im Jahr der bayerischen Landesausstellung „Bayern – Italien“ führt Kaiser Augustus „höchstpersönlich“ durchs römische Augsburg.

Die römische Geschichte der Stadt ist archäologisch bis in das erste Jahrhundert nach Christus zurück, bestens erforscht. Was die Archäologen fanden, sieht man im Römischen Museum – Götterdenkmäler, Statuen und Reliefs, Statuetten aus Ton und Bronze, Weiheinschriften, Grabdenkmäler, Münzen, Glas und Waffenteile. Der vormals vergoldete Pferdekopf eines Reiterdenkmals, ein vier-einhalb Meter hohes Pfeilergrabmal, ein Goldmünzenschatz und ein Siegesaltar von 260 gehören zu den Glanzstücken. Mit dem Abzug der Römer im 5. Jahrhundert endete die Beziehung zwischen Italien und dem bayerischen Schwaben nicht.

Auf der Römerstraße wurde weiter gereist und gehandelt. Aus Italien kamen das Christentum und Waren, technische sowie kulturelle Innovationen in den Norden.

Bereits im 13. Jahrhundert exportierten schwäbische Weber Leinen via Italien in den Mittelmeerraum. Der Fondaco dei Tedeschi, das Haus der deutschen Kaufleute in Venedig, wurde zur „zweiten Heimat“ Augsburger Kaufherrn.

Nach Lehrjahren in Venedig stiftete Jakob Fugger – längst Bankier der Päpste in Rom – mit der Fuggerkapelle in St. Anna 1509 den ersten deutschen Bau im Stil der italienischen Renaissance. Damit beginnt die Geschichte der Renaissance in der „nördlichsten Stadt Italiens“ interessant zu werden. Denn die Fuggerkapelle (2010 leider im Juli eine Baustelle) ist eines der Bauwerke, die (wie etliche Kunstwerke) noch heute zu sehen sind. Zu diesen Bauten zählen auch die Fuggerhäuser in der Maximilianstraße: Jakob Fugger begann 1512 damit, diesen Stadtpalast zu errichten. Als einer seiner vier Innenhöfe entstand 1515 der Damenhof: Er ist der erste Profanbau der deutschen Renaissance. Dieser Damenhof ist nicht nur ein sehenswertes Stück Italien im bayerisch-schwäbischen Augsburg, sondern beherbergt im Sommer auch Freiluftgastronomie.

Die Fugger, ihre Bauten und von ihnen gestiftete Sakralkunst findet man in Augsburg hier und da und dort. Zu den herausragenden Beispielen gehört



eine Gruppe lebensgroßer Terrakottafiguren, mit denen die Fugger eine ihrer fünf Grablegen in der Ulrichsbasilika schmückten. Christus und die zwölf Apostel stehen dort auf der Marmorschranke vor der Andreaskapelle. Die Gruppe wurde nach Vorbildern italienischer Meister von dem Flamen Hubert Gerhard – er hatte die Bildhauerei in Italien gelernt – und von dem Florentiner Carlo Pallago gestaltet.

Unübersehbar prägt die italienische Renaissance auch das Zentrum der Fuggerstadt. Denn am Rathausplatz bilden das mächtige Rathaus, der Perlachturm und der Augustusbrunnen eines der bedeutendsten Renaissanceensembles nördlich der Alpen. Nach Lehrjahren in Italien hatte der Augsburger Stadtwerkmeister Elias Holl dort ab 1615 anstelle des abgebrochenen gotischen Rathauses ein neues Renaissance Rathaus errichtet – es wurde sein Meisterwerk und das Wahrzeichen der Stadt. Den benachbarten Perlachturm, den „Campanile“ der Kirche St. Peter am Perlach, erhöhte



Holl von 1614 bis 1616 und gestaltete ihn passend zum Rathaus um.

Vor dem Rathaus und dem Perlachturm steht auf dem Rathausplatz der Augustusbrunnen, auf seinem Brunnenpfeiler Kaiser Augustus, in dem die Augsburger ihren Stadtgründer sehen. Der schon erwähnte Hubert Gerhard, der zuvor Schüler des damals in Italien bedeutendsten Bildhauers – Giambolognas – war, schuf das Modell für den figurenreichen Monumentalbrunnen im Stil der späten Renaissance. Auf dem marmornen Brunnenrand lagern Allegorien der Flüsse und Flüsschen Lech, Wertach, Singold und Brunnenlech. Aus den Brüsten der Hermen und den Mäulern der Fische, die von den Putti gehalten werden, spritzt kühles Lechwasser.

Ganz am Rande bemerkt: Beim Augustusbrunnen hatten die Fugger ebenso die Hand im Spiel, wie bei den beiden Monumentalbrunnen, die Adriaen de Vries – auch er ein Schüler von Meister Giambologna – gestaltete. Bis 1600 entstanden so in der zentralen Straßenachse vom Rathaus zu den Ulrichskirchen der Merkurbrunnen und der Herkulesbrunnen. Deshalb zieren heute ein römischer Gottkaiser, der Gott des Handels und ein bärenstarker Halbgott die Augsburger Prachtstraße.

Auf Italien stößt man aber auch in der Augsburger Fuggerei. Gut möglich, dass Jakob Fugger in Venedig die Vorbilder für seine Stiftung gefunden hat. Sicher ist: Das Altargemälde der kleinen Markuskirche in der ältesten Sozialsiedlung der Welt schuf Jacopo Palma il Giovane

aus Venedig: Er war ein Schüler Tizians. Bei der Kunst war den Fuggern und anderen reichen Augsburgern das Beste gerade gut genug. Das Beste fand man eben im nahen Süden...

In Augsburg und Füssen richtet das Haus der Bayerischen Geschichte vom 21. Mai bis zum 10. Oktober 2010 die Bayerische Landesausstellung „Bayern – Italien“ aus. In Augsburg macht das Maximilianmuseum unter dem Titel „Künstlich auf welsch und deutsch“ den italienischen Einfluss auf die Kunst Süddeutschlands deutlich – unter anderem mit Werken Tizians, Dürers oder Hans Holbeins d.Ä. Das Bayerische Textil- und Industriemuseum in Augsburg zeigt die Sehnsucht der Deutschen „nach dem Land, wo die Zitronen blühn“ vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. In umgekehrter Richtung thematisiert die Ausstellung „Sehnsucht, Strand und Dolce Vita“ den Weg italienischer Gastarbeiter nach Deutschland und den Import italienischen Lebensgefühls vom Gelati über Vespa und Pizza bis zu Latte macchiato und Mode. Eine Teilschau im Füssener Benediktinerkloster St. Mang belegt italienisch-bayerische Verbindungen von der Antike bis ins Rokokozeitalter. M.D.

Informationen und Broschüren zur Bayerischen Landesausstellung 2010 „Bayern – Italien“ erhält man bei der Regio Augsburg Tourismus GmbH unter Tel. 08 21/5 02 07-0 (www.augsburg-tourismus.de). Zu allen drei Ausstellungen informiert das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg (www.hdbg.de, ab 01. Februar: Telefon 08 21/45 05 74 57).

Von Sabine Stephani

Blick in die Geschichte

Der Kaiser als „Feuerteufel“

64 n. Chr.: Rom steht in Flammen, Nero vor dem Aus

„Es war schlimmer und schrecklicher als alles, was je über diese Stadt durch Feuersbrunst gekommen ist.“ So beschrieb der römische Historiker Tacitus den Brand, der Rom im Jahr 64 in der Nacht vom 18. auf den 19. Juli verwüstete, und für den ausgerechnet ein römischer Imperator verantwortlich sein soll: Kaiser Nero.



Hunderttausende fielen dem Brand von Rom nach heutigen Schätzungen zum Opfer. Der Brandherd befand sich im Circus Maximus, einem bevorzugten Verweilorts Neros. Doch war wirklich der Kaiser für den Brand verantwortlich?

Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus wurde am 15. Dezember 37 in Antium geboren. Er war der letzte Vertreter der julisch-claudischen Dynastie. Als Spross einer Herrscherfamilie erhielt er eine hervorragende Ausbildung, interessierte sich aber vor allem für Kunst, Theater und Architektur. Bereits mit 14 Jahren wurde er in die Pflicht genommen und zum Senator und Prokonsul ernannt. Nach dem Mord an seinem Bruder im Jahr 54 stand ihm der Kaiserthron frei.

Die ersten Jahre gestalteten sich positiv. Nero galt als kluger und gerechter Souverän. Dank sinkender Getreidepreise

und der Veranstaltung von öffentlichen Spielen brachte ihm das Volk große Sympathien entgegen. Doch sein Ruf litt mit dem Verlauf der Jahre erheblich: Nero galt als exzentrisch und verschwenderisch. Als er des Mordes an seinem Bruder und seiner Mutter bezichtigt wurde und über seine Gemahlin das Todesurteil verhängte, verhärteten sich die Fronten im Senat endgültig und er zog sich aus der Politik nahezu zurück.

Seine neue Liebe galt allein dem Theater. Dass er auch selbst auf die Bühne drängte, befremdete die Öffentlichkeit: Geschminkt und kostümiert riss er, der Kaiser, Possen auf öffentlichen Bühnen. Das Volk, das ihn nicht gebührend wür-



digte, bezeichnete er als Banausen, Rom als „eine Stadt der Elendsquartiere, in der es unmöglich sein, menschenwürdig zu leben“.

Im Jahr 64, als er gerade in Antium weilte, erhielt er die Schreckensnachricht, dass Rom in Flammen stand. Der Kaiser beeilte sich, den Schaden einzudämmen: Notquartiere wurden errichtet, Hilfsgüter für die Betroffenen organisiert.

Trotzdem vernichtete der Brand, der sechs Tage wütete, gut ein Drittel der Stadt. Zahlreiche Zungen behaupteten, Nero selbst habe seine Hauptstadt in Brand gesteckt. Er habe sich für eine Aufführung ein Bild des Brandes von Troja machen wollen. Nero soll sogar während des Brandes kostümiert durch die Straßen gewandert sein und Lieder vorgetragen haben.

Verifiziert wurden diese Schmähgeschichten jedoch nie. Das römische Volk glaubte der politischen Hetze dennoch nur zu gerne, und so sah Nero nur eine Lösung, seinen Kopf zu retten: Er beschuldigte die Christengemeinde Roms, den Brand gelegt zu haben. Daraufhin wurden Hunderte unschuldiger Menschen auf bestialische Weise hingerichtet.

Neros Leben endete tragisch: Von Kriegen und Machtverlust ausgezehrt, von seinen Getreuen verlassen, als Kaiser abgesetzt und als Staatsfeind zum Tode verurteilt, floh er in einer Nacht- und Nebelaktion aus der Stadt. Anschließend versetzte er sich selbst den tödlichen Dolchstoß. Als seine letzten Worte sind überliefert: „qualis artifex pereo“ – „Welch großer Künstler geht mit mir zugrunde“.

Bayern und Salzburg

Neue Sonderausstellung im Salzburg Museum in Salzburg und im Alten Rathaus in Laufen

Die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege hatten gravierende Auswirkungen auf das ehemalige Hochstift Salzburg, das nach 1803 seine Selbstständigkeit verlor und nach 1816 zwischen Österreich und Bayern geteilt wurde. In der Zeit zwischen 1810 und 1816 gehörte Salzburg zum Königreich Bayern. Der Angliederung Salzburgs an Bayern vor 200 Jahren ist Anlass für die Doppelaus-

stellung „Grenzen überschreiten. Bayern und Salzburg 1810-2010“, die sich mit den Ausstellungsorten Laufen und Salzburg bis 31. Oktober dem Thema der bayerisch-salzburgischen Beziehungen widmet. Partner für das Ausstellungsprojekt sind das Salzburg Museum, das Salzburger Landesarchiv, die Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns in München sowie die Stadt Laufen.

Die Ausstellung im Salzburg Museum

Die Beziehungen Salzburgs zu Bayern gehen mehr als 2000 Jahre in die römische Zeit zurück, als der Verwaltungsbezirk Iuvavum vom Attersee bis zum Chiemsee reichte. Um 700 gründete der hl. Rupert im Auftrag des bayerischen Herzogs Theodo Salzburg als Missionszentrum für den Südosten des Reiches. 739 wurde Salzburg zum Bistum und 798 zum Erzbistum erhoben. Die Salzburger Erzbischöfe erweiterten in der Folgezeit ihr Territorium, üb-

ten im Land auch die weltliche Herrschaft aus und lösten sich bis Anfang des 14. Jahrhunderts sukzessive vom Mutterland Bayern. Zwischen 1800 und 1816 hatte Salzburg mehrere militärische Besetzungen sowie insgesamt fünf Herrschaftswechsel zu erdulden. 1803 wurde das geistliche Fürstentum Salzburg säkularisiert und in ein weltliches Herzogtum umgewandelt. Die kurz dauernde Wiedervereinigung

mit Bayern erfolgte 1810, als Kaiser Napoleon das Herzogtum Salzburg an das Königreich Bayern als „Belohnung“ für dessen Bündnistreue im Krieg gegen Österreich übergab. Die Vorgeschichte dazu, die knapp sechs Jahre dauernde bayerische Herrschaft über Salzburg von 1810 bis 1816 und deren Folgen sind The-

ma der Sonderausstellung im Salzburg Museum. Mit seiner endgültigen Zugehörigkeit zu Österreich am 1. Mai 1816 ist Salzburg das zweitjüngste Bundesland der Alpenrepublik, nur das Burgenland kam erst nach dem Ersten Weltkrieg zu Österreich. Die Ausstellung im Salzburg Museum zeigt neben zahlreichen Urkunden, Archivalien und Dokumenten, die wichtige Ereignisse und Zeitabschnitte dokumentieren, auch Gemälde, Grafiken, Porträts und Alltagsgegenstände, die die Zeit und die handelnden Per-



*Die Stadt Salzburg mit der Festung.
Ausschnitt Stadtansicht 1553*

sonen illustrieren. Ein Großteil dieser Objekte stammt aus den Sammlungen des Museums in Salzburg, doch können wichtige und herausragende Stücke, darunter Porträts der Landesherren dieser Zeit und die wichtigsten Friedensverträge dieser Epoche von Leihgebern aus Deutschland und Österreich gezeigt



Altes Rathaus in Laufen in dem der zweite Teil der Doppelausstellung gezeigt wird.

werden. Zu sehen sind im Original einige der bedeutendsten europäischen Verträge und Dokumente aus der Zeit von 1801 bis 1816, die im wahrsten Sinne des Wortes Grenzen versetzten – wie der Friedensvertrag von Lunéville 1801, der Friedensvertrag von Schönbrunn 1809, der Pariser Vertrag zwischen Bayern und Frankreich 1810, der Vertrag von München zwischen Bayern und Österreich 1816.

Die Ausstellung in Laufen

Der Ausstellungsteil im Alten Rathaus in Laufen stellt das Thema Grenze als trennendes und verbindendes Element in

den Mittelpunkt und präsentiert die Geschichte des Rupertiwinkels bis in die Gegenwart – vom Zeitpunkt der Grenzziehung über die Flüsse Saalach und Salzach zwischen Kaiserreich und Königreich 1816 bis zum Fall der Schlagbäume und dem Abbau der Zollhäuschen 1998 nach dem Schengener Abkommen. In sieben Abschnitten werden der Verkehr auf Straße und Schiene, Brücken und Salinen, das Leben am trennenden und verbindenden Fluss, Berge als Fixpunkte für den Blick ins Land und als Ort einer eigenen Sagenwelt, hundert Jahre Politik diesseits und jenseits von Saalach und Salzach und Zeugnisse der Volkskultur in diesem altsalzburgischen Gebiet Bayerns behandelt. Gestaltet wurde die Ausstellung von Archivarinnen und Archivaren aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv und dem Staatsarchiv München, aus deren Beständen die meisten Ausstellungsstücke stammen. Anschauliche Exponate und wertvolle Mitarbeit kommen aber auch von verschiedenen Leihgebern, nicht zuletzt aus Museen und Sammlungen des Rupertiwinkels, und von Fachleuten, die in dieser Region verwurzelt sind. M.D.

Ausstellungsorte: *Salzburg Museum, Neue Residenz, Mozartplatz 1, 5010 Salzburg (geöffnet Di.-So. 9-17 bzw. Do. 9-20 Uhr, im Juli und August auch Mo. 9-17 Uhr); Altes Rathaus, Rottmayrstr. 16, 83410 Laufen (geöffnet Mi.-Fr. 14-17 Uhr und Sa.-So. 10-17 Uhr). Der Eintritt ist frei. Info: www.salzburgmuseum.at, www.stadtilaufen.de*

Wolfgang Odendahl, Generalleutnant a. D.

Porträt eines bayerischen Generals unserer Zeit

*Generalleutnant a. D. Bernhard Rüdiger Ritter von Reichert
(18. August 1917 bis 25. Juni 2007)*

Am 25. Juni 2007 verstarb Generalleutnant a. D. Rüdiger von Reichert, ein Freund des Bayerischen Armeemuseums und langjähriges Mitglied des Vereins.

Er wurde am 18. August 1917 in München als Sohn des königlich bayerischen Majors Julius Ritter von Reichert geboren. Die Vorfahren väterlicherseits waren Beamte und Offiziere, mütterlicherseits rheinpfälzische Weinbauern und evangelische Pfarrer.

Nach dem Absolutorium am humanistischen Theresiengymnasium München wurde er zunächst zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Am 04. Dezember 1936 trat er als Fahnenjunker in das Artillerieregiment 7 in München ein. Die Ausbildung zum Offizier erhielt er an der Offizierschule in Potsdam und wurde danach als Leutnant ins Artillerieregiment 43, Landshut, versetzt.

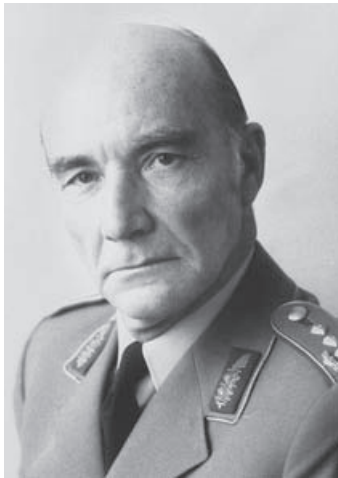
Mit Kriegsausbruch wurde er Adjutant im Artillerieregiment der 268. Division,

einer bayerisch-österreichischen Mobilmachungsdivision am Westwall. Mit dieser Division nahm er am Westfeldzug 1940 teil.

Mit Verlegung der Division im September 1940 nach Polen wurde er Chef einer schweren pferdebespannten Batterie, die er dann 1941

auf dem Vormarsch bis in den Raum Moskau führte. Der extreme Kälteeinbruch im Winter 1941 brachte die Offensive zum Stehen, die russischen Gegenangriffe führten zur Einschließung der 268. Division. Zwar gelang der Division der Ausbruch, aber die bitterste Erfahrung eines Artilleristen, die Sprengung der eigenen Geschütze, um sie nicht

in die Hand des Feindes fallen zu lassen, blieb dem jungen Oberleutnant nicht erspart. In den schweren Abwehrkämpfen der Heeresgruppe Mitte 1942 bis 1943 wurde er als Batteriechef und später Abteilungsführer mit der Ostmedaille, dem Eisernen Kreuz II. und I. Klasse ausgezeichnet.





Ab April 1943 wurde er für einen der letzten Generalstabslehrgänge des Heeres ausgewählt und nahm, nach vorbereitender Ausbildung in Truppenstäben, am 11. Generalstabslehrgang (10.11.1943 bis 05.02.1944) in Hirschberg/Schlesien teil.

Nach Abschluss der Generalstabsausbildung wurde er Ib (GenStOffz für Versorgung) im Stab der 331. Infanteriedivision im Nordabschnitt der Ostfront. Im März 1944 wurde die Division zum Ausbau der Befestigungen an die Kanalküste verlegt. Nach Landung der Alliierten in der Normandie wurde die Division in den Abwehrkampf geworfen. Der Kontrast von geruhsam in Chateaux residierenden Stäben einerseits, von in Auflösung zurückflutenden Verbänden andererseits, zermürbt durch Trommelfeuer und Bombenteppiche, von Tiefliegern gehetzt – die Erkenntnis der ungeheuren materiellen Überlegenheit der Alliierten und ihrer totalen Luftherrschaft, all das ließ keinen Raum mehr für Illusionen über den Kriegsausgang und das Schicksal des Reiches. Aus dieser Zeit ist eine Notiz erhalten:

„Im Sommer 1944, nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli, wussten die jungen Generalstäbler – soeben mit Majorschulterstücken und den himbeerroten Streifen geschmückt, dass es Patrioten gab, die sich zur letzten Konsequenz durchgerungen hatten. Danach war kein Weg mehr zu sehen als jener, der in den Abgrund führte. Jetzt kam es nur mehr darauf an, ihn in Haltung zu gehen.“

Die Division geriet in den Strudel der zusammenbrechenden Front und kämpf-

te sich entlang der Küste nach Belgien und Holland zurück. Dort wurde die schwer dezimierte Division aufgelöst.

Über einen politischen Schulungslehrgang auf der Ordensburg Crössinsee (Pommern) im Zusammenhang mit einem kurzen Heimaturlaub schrieb Rüdiger von Reichert: „Der dort verbreitete krampfhaft Optimismus wurde durch nebelhafte Andeutungen über Wunderwaffen untermauert, die bald die große Wende bringen sollten. Die Durchhalteparolen klangen recht billig.“

Im November 1944 wurde er ins Generalkommando des XXXVI. Gebirgskorps nach Nordnorwegen versetzt. Als Quartiermeister oblag ihm die Organisation des Rückzuges vom Nordkap bis Oslo, eine planerische Meisterleistung ersten Ranges. Er schreibt dazu: „Nun waren schätzungsweise 250.000 Mann samt ihrer Ausrüstung, mit Kraftfahrzeugen, Pferden, Mulis und zu Fuß unterwegs. Die 2.000 km lange Reichsstraße 50 war die einzige Verkehrsader vom Nordkap bis nach Oslo und führte über ein winterliches wildes zerklüftetes Land und durch tief eingeschnellte Fjorde, die oft nur mit Fähren zu überwinden waren.“

Mit der Kapitulation am 07. Mai 1945 kam das unvermeidliche Ende: britische Kriegsgefangenschaft. Sie dauerte in diesem Falle fast 2 Jahre – die Besatzungsarmee in Norwegen war einfach „vergesen“ worden.

Nach seiner Entlassung kehrte er nach GAUTING zurück. Wie alle anderen



Berufssoldaten musste er sich eine neue Lebensgrundlage schaffen. Er arbeitete in einem Kunstverlag, erlernte den Beruf des Photographen und gründete ein Photostudio.

Am 24.10.56 trat er als Major in die Bundeswehr ein und wurde in rascher Folge Oberstleutnant und Berufssoldat. Nach seiner ersten Generalstabsverwendung im Wehrbereichskommando VI, München wurde er zur amerikanischen Generalstabsausbildung an das US Army Command and General Staff College nach Fort Leavenworth, Kansas, abkommandiert.

Ende 1960 wurde er für vier Jahre in die Operationsabteilung des Führungsstabes des Heeres versetzt. In dieser Zeit wurde er zum Oberst i.G. befördert.

Danach folgten Truppenkommandos in der 4. Jägerdivision: – Stellvertreter der Kommandeur der Panzergrenadierbrigade 10, Weiden (1964-67) – Kommandeur der Panzergrenadierbrigade 11 in Bogen (1967 - 69)

Nach einer einjährigen Zwischenverwendung als Chef des Stabes des II. Korps in Ulm, übernahm er am 01.01.1971 als Generalmajor „seine“ 4. Jägerdivision in Regensburg, die er bis zum 30.09.1974 führte.

Am 01.10.1974 wurde er zum Generalleutnant befördert und zum Stellvertretenden Inspekteur des Heeres ernannt. In diese Zeit fiel die Entscheidung für das Heeresmodell 4, an dessen Einführung General von Reichert maßgeblich

Anteil hatte. Er setzte sich vor allem dafür ein, dass dieses kontroverse Organisationsmodell des Heeres erst nach gründlicher einjähriger Überprüfung und erheblichen Modifikationen eingeführt wurde.

Zum Abschluss seiner Laufbahn wurde General von Reichert Stellvertreter des Generalinspektors der Bundeswehr (1976). Am 31.03.1978 wurde er mit Großem Zapfenstreich in den ehrenvollen Ruhestand verabschiedet. Dabei wurde ihm das Große Verdienstkreuz mit Stern verliehen.

Nach seiner Pensionierung leitete er von 1982 bis 1989 den Regionalkreis „Süd“ (Bayern) der Clausewitz-Gesellschaft und war von 1982 bis zu seinem Tode Mitglied im Verein der Freunde des Bayerischen Armeemuseums.

Generalleutnant a.D. von Reichert starb 25. Juni 2007 in seinem Heimatort GAUTING, wo er mit militärischen Ehren beigesetzt wurde. Mit seinem Tode geht ein weiterer Zeitzeuge der tragischen Offiziersgeneration dahin, die man im Kriege um ihre Jugend betrogen hat und deren Patriotismus schändlich missbraucht wurde. Sie hat dafür niemals Dank oder auch nur Verständnis erfahren, sondern wird von der heutigen Öffentlichkeit eher pauschal in die Nähe von Kriegsverbrechern gerückt.

Und doch war es diese Generation, die sich zur Verfügung stellte, als sie wieder gebraucht wurde, um den Schutz unserer Demokratie gegen eine sich anbahnende neue Aggression aufzubauen. Sie wurde zur Gründergeneration der Bundeswehr.

Wiederherstellung des „Bayerischen Löwen“ in St. Mihiel

Die ANSM (Association Nationale le Saillant de St. Mihiel) will den „Bayerischen Löwen“ auf dem Schlachtfeld in St. Mihiel restaurieren und wirbt zu diesem Zweck um eine finanzielle Förderung. Der Löwe wurde im Jahr 1916 vom 3. Königlich Bayerischen Fußartillerie-Regi-

ment aufgestellt. Eine Replik des „Bayerischen Löwen“ wurde im Jahr 2007 in Anwesenheit eines Vertreters der bayerischen Staatskanzlei und einer Vielzahl weiterer hochrangiger Gäste feierlich eingeweiht.

Dr. Ernst Aichner wird im nächsten „Kaskett“ über die Marne-Schlacht berichten und im besonderen auf dieses Denkmal eingehen.

Wir rufen dann zu einer Spendenaktion zur Restaurierung des Originals auf.



„Errichtet von Bayern 1916“
Foto am Haubitzzlager 1917



Foto vom 20.08.2007



Von Michael Westerholz

Der verschuldete Fürst

Wie Ottheinrich in Krakau zu Geld kam

Ob seiner „tapferen Schulden“ war er berüchtigt, ob seiner spontanen Einfälle gefürchtet. Als ihm im November 1536 einfiel, unverzüglich nach Krakau zu reisen, um dort Schulden einzutreiben, griffen beide Verrücktheiten des Fürsten Ottheinrich von Pfalz-Neuburg ineinander. Doch nichts Schlechtes, bei dem nicht auch etwas Gutes herauskäme: Die mäßig erfolgreiche Reise wurde in Bildern festgehalten. Und die erweisen sich wegen ihrer historischen Einzigartigkeit als kostbare Andenken.

Das Fürstentum Ottheinrich war eine Verlegenheitslösung bei den Friedensverhandlungen im Landshuter Erbfolgekrieg. Es sollte die erblich gefürsteten Nachfahren der einst so reichen Landshuter Wittelsbacher Herzöge dafür entschädigen, dass ihr familiär angestammtes Fürstentum stark zerstört und überwiegend den Münchner/Ingolstädter Wittelsbachern zugeschlagen worden war. Die „Junge Pfalz“ wurde geschaffen, die Enkel Ottheinrich und Philipp des „reichen Jörgl“ Georg von Bayern/Landshut als deren Herrscher eingesetzt – aber nichts war’s mehr mit dem Reichtum, mit dem Großvater Georg 1475 auf seiner Hochzeit in Landshut geprunkt hatte. Nach kurzer Zeit waren Ottheinrich und Philipp mit einer Million Gul-

den „tapfer“ verschuldet, deren Zinsen sie aus ihren Einnahmen von jährlich 24 000 Gulden unter anderem aus Neuburg, Hilpoltstein und Greding nicht einmal zur Hälfte bedienen konnten.

„Mit der Zeit“ hieß Ottheinrichs Wahlspruch. Doch wer den als Hinweis auf die Tugenden der Geduld und der Kraft verstand, musste sich erheblich in Geduld üben. Denn Ottheinrich lebte – wie das zu finanzieren war, interessierte ihn wenig. Klaus Reichold schrieb in seinem Buch „Der Himmelsstürmer“ (Pustet-Verlag Regensburg, 2004): „Mit seinen immensen Zahlungsverpflichtungen war Ottheinrich unter den Fürsten des 16. Jahrhunderts, die letztlich alle auf Pump lebten und ihre Kredite nur nachlässig oder auch gar nie ablösten, keine Ausnahme. Bei ihm kam jedoch erschwerend hinzu, dass die „Junge Pfalz“ mit ihrem vergleichsweise überschaubaren Territorium kaum Gewinn abwarf – weswegen sich Ottheinrich genötigt sah, bei der Geldbeschaffung nach jedem Strohalm zu greifen. Ein solcher Strohalm war eine Urkunde, die der Fürst von seiner „landshutischen Muhe (Tante) Margarethe geerbt“ hatte. Die Idee, sie wie eine Schuldverschreibung zu verwenden und die darin genannte Summe von 32 000 Gulden zu kapitalisieren, schien nur auf den ersten Blick absurd. Sie war zu



begreifen aus der absoluten Überschuldung, die er bei der Übernahme der Regierungsgewalt vorgefunden hatte. Er hatte die noch gesteigert, bis sie ihn auf Beschluss der Landstände sein Land kosteten. Seine Vertreibung nach Heidelberg, wo er bis zur Übernahme der dortigen Herrschaft als Privatmann lebte, wurde ihm freilich mit 5000 Gulden Jahresapanage versüßt. Ottheinrich hatte die Macht übernommen und irgendwann die Überschuldung realisiert. Im erbten Nachlass seiner Tante Margarethe fiel ihm das Original der Mitgifturkunde seiner Großmutter Jadwiga (Hedwig) auf. Das nun schon stark vergilbte Dokument hatte König Kasimir IV. von Polen (1427-1492) unterschrieben, als seine Tochter sich nach Baiern aufgemacht hatte, um ihren (Herzog) Georg zu heiraten: Dieser generöse „reiche Herzog“ mit dem wohl gefüllten Tresor in Burghausen hatte die Mitgift von 32 000 Gulden nie eingefordert. Ottheinrich muss innerlich aufgejauchzt haben: Unverzüglich eröffnete er Verhandlungen um die Einlösung des Schuldbriefes, nannte Zins- und Zinseszinsbeträge. Die polnische Verwandtschaft erkannte die Rechtskraft der Urkunde an, verschleppte aber die Verhandlungen. 1531 stand Ottheinrich das Wasser bis zum Hals: Jetzt schickte er seinen Kanzler Sebastian Pemler in Polens Königsresidenz nach Krakau. Doch Großonkel Sigismund der Ältere, Sohn Kasimirs IV. und Bruder der Prinzessin Hedwig (Herzogin von Baiern/Landshut und Großmutter Ottheinrichs), hielt den Neuburger weitere fünf Jahre „mit allerlei Ausreden und Ausflüchten hin“, wie der wütend notierte. Erst 1536 war er bereit, Ottheinrich zu empfangen.

Der hatte drei Themen auf seiner Agenda. Er wollte „sein“ Geld. Er sollte für Bruder Philipp um die Hand der Tochter Isabella des Königs Sigismund anhalten. Und er sollte im Auftrag seines Ex-Vormunds Friedrich sondieren, ob Krakau dessen Königspläne in Dänemark unterstütze? Friedrich hatte nämlich eine dänische Prinzessin geehelicht und erhob nun Ansprüche auf Dänemarks Thron.

Am Sonntag, dem 27. November 1536, besuchte der Fürst die Frühmesse in seinem Schloss. Dann bestieg er sein Pferd und begann die Reise nach Krakau. Dass winterliche Temperaturen herrschten, passte ihm gut – denn nun waren Erd- und Schlammwege fest. Bäche und Flüsse waren zugefroren und erleichterten die Übergänge. Ottheinrich nahm mit seinen 40 Begleitern statt des kürzesten Wegs, den für ihn billigsten, entlang von Verwandten- und Freundesresidenzen, wo kostenlose Quartiere und Bewirtungen zu erhoffen waren. Am 29. November fielen die Gäste unerwartet bei Bruder Philipp in dessen Residenz Burglengenfeld ein, am 10. Dezember über Vohenstrauß und Pilsen bei König Ferdinand I. in Prag, der aber nicht daheim war. Ottheinrich ließ ihn ungeniert daran erinnern, dass er ihn fünf Jahre zuvor in Neuburg „ohne Scheu vor Kosten“ bewirtet habe. Am 16. Dezember waren die Neuburger schon in Nachod an der Mettau, 150 Kilometer ostwärts von Prag angelangt: Deutliches Zeichen dafür, dass Ottheinrich aufs Tempo drückte: Er wollte „sein“ Geld und er brauchte es dringend.



Nun überschritten die Bayern den Grenzpass nach Schlesien, passierten Glatz (heute Kłodzko) Neisse (Nysa), Cosel (Kozle) und Beuthen (Bytom) und gelangten an die (damalige) polnische Grenze. Hier widerfuhr ihnen, was sie kaum mehr erhofft hatten nach all dem Ungemach von Kälte, Schaudern, feuchten Zimmern, faulem Stroh, lahmdenden Pferden und Bettlern, die sich oft nahe die Gesellschaft herangemacht hatten: Den Fürstenrang Ottheinrichs respektierend, empfingen der Erzbischof von Gnesen, der Bischof von Krakau und die Woiwoden (leitende Beamte und Heerführer) von Inowroclaw und Krakau an der Spitze von tausend Reitern den Herrscher der „Jungen Pfalz“. Auf den 40 Kilometern bis Krakau gaben ihm der Deutschsprechende Generalstatthalter und 40 Reiter das Ehrengelait. Am Heiligen Abend 1536 ritten die Bayern durch das Florianstor in die prächtige Residenz- und Kunststadt Krakau ein. Es wurde ein Freudentag für Ottheinrich. Denn, so schrieb er an seinen Vetter Wilhelm IV.: „König Sigismund lag mit ansehnlichen Schwachaiten beladen in seinen Gemächern auf dem Wawel (dem Burgberg mit Schloss und Kathedrale am südlichen Stadtrand) darnieder.“ Der Gastfreundschaft tat dies freilich keinen Abbruch: Ottheinrich und sein Tross wurden mit Weih-

nachtsgeschenken verwöhnt und „mit gasterey, tänzen und annderem“ über die Feiertage unterhalten. Ein Deutschsprechender Hofbeamter diente Ottheinrich als Adjutant und Übersetzer. Und vor dem Schlosstrakt, in dem der Neuburger samt Begleitern residierte, ließ der kranke König eine Küche aufbauen – es sollte den Gästen weder an der heimischen Kost mangeln, noch die Laune verdorben werden; es standen ja Verhandlungen über den vierfachen



Betrag von Ottheinrichs Jahreseinnahmen an. Der Neuburger staunte. Krakau war hinreißend schön. Klaus Reichold: „In den Tagen Ottheinrichs gab es keine Stadt nördlich der Alpen, in der sich die italienische Renaissance früher und prachtvoller manifestiert hätte als Krakau.“ Die Künstler hatte Königin Bona, geborene Sforza aus Mailand, aus Itali-



en mitgebracht. Wahrscheinlich ist, dass Ottheinrich hier Anregungen für seine Bauten am Heidelberger und am Neuburger Schloss aufnahm.

Das neue Jahr begann für Ottheinrich bestens: König Sigismund gab ihm zu Ehren ein Bankett mit einem 14-Gänge-Menü, an dem die Spitzen seines Reichs teilnahmen, neben Bischöfen und Woiwoden Repräsentanten des russischen Teils seines Reiches – und sein Schatzmeister.

Die Neuburger Gesellschaft war freilich bedrückt – Goldschmied Zwiekopf war am 30. Dezember einer Erkältung erlegen. Nun aber hätte man ihn dringend gebraucht: denn am 13. Januar 1537 anerkannte König Sigismund die Forderung Ottheinrichs. Er verpflichtete sich zur Zahlung der Mitgift seiner Schwester Hedwig in acht Raten, deren erste mit 7000 Gulden er fällig stellte. Die Reisekosten waren gedeckt, es blieb ein Bargewinn. Je 2000 Dukaten würden in den nächsten sieben Jahren jeweils an Lichtmess über ein Nürnberger Bankhaus angewiesen.

Der Kompromiss machte Ottheinrich nicht froh: Dass mit Zinsen und Zinsezins 80 000 Gulden fällig seien, hatte Sigismund verneint. Und den Antrag, eine Tochter mit seinem Bruder Philipp zu verheiraten, hatten König Sigismund und seine Frau Bona ebenfalls abgewiesen – es war der siebte Korb für den Brautsucher in Europas Fürstenhäusern. Am 17. Januar 1537 ritten Ottheinrich und sein Tross wieder ab. Er war mit vier schönen Pferden beschenkt worden, mit

zehn „gülden Schatullen“ und einer wertvollen Perlenkette, hatte aber mehr erhofft. Ärgerlich war, dass er nicht direkt heim reiten konnte. Sigismund hatte ihn gebeten, über Berlin zu reiten. Bei Kurfürst Joachim II. von Brandenburg sollte er wegen der dänischen Thronwünsche des Fürsten Friedrich vorsprechen.

Ottheinrich ritt über Oppeln (Opole), Breslau (Wroclaw) und Polkwitz (Polowice) und Frankfurt an der Oder nach Berlin. Er blieb dort nur kurz, denn am 11. Februar war er schon in Wittenberg, wo er „Kapaun und roten Wein“ genoss. Wichtiger war, dass dort der erste Vikar der neuen Lehre wirkte, Georg Rörer, von Luther persönlich eingesetzt und bayerischer (Deggendorfer!) Landsmann des Fürsten. Über Leipzig, Gera, Hof, Vilseck, Sulzbach, Neumarkt, Heideck und Eichstätt kehrte er heim.

Kunsthistorisch blieb die Reise einzigartig, weil ein ungenannter Maler in Ottheinrichs Tross die wichtigsten Stationen zeichnete. Nachträglich kolorierte er diese 50 durchweg frühesten Ansichten von 70 Ortschaften, darunter Neuburg, Sandersdorf, Riedenburg, Kastl/Neumarkt, Heideck und Eichstätt. Sie lagen vergessen in der Handschriftenabteilung der Universität Würzburg, Federzeichnungen über Kreide und Blei auf Papier, mit Wasser- und Deckfarben ausgemalt und teilweise mit Gold gehöht. Als sie 1983 von der Hamburgerin Dr. Angelika Marsch (wieder-)entdeckt wurden, löste Detektivarbeit das Rätsel ihrer Herkunft. Irgendwann waren die in ein Buch gebundenen Originale im Zisterzienserkloster Ebrach gelandet.

Achim Sing

„Vielerlei hatte ich gelernt, wenig nur mir zum Eigentum gemacht“

Die Memoiren Maximilians II. und die Konzeption des Maximilianeums

„Ich stütze und hebe, wo ich kann, wahres Talent und strebsamen Fleiß, aber ich bin ein Feind der Mittelmäßigkeit und Faulheit“, schrieb Maximilian II.

im Jahr 1852. Die Förderung von Begabten lag dem bayerischen König, der von 1848 bis 1864 regierte, zeit seines Lebens am Herzen. Dies schlug sich nicht nur in einer konsequenten Wissenschaftspolitik nieder, die Bayern zum vorbildlichen deutschen Forschungsstandort entwickeln wollte, sondern auch in einer Begabtenförderung von der Schule bis zur Universität. Hierfür diente neben der Vergabe von Stipendien und der Unterstützung von Forschungsprojekten auch das Maximilianeum.

Nicht zuletzt die persönlichen Erlebnisse der eigenen Jugendzeit brachten den König zur Überzeugung, dass eine gute Ausbildung not-

wendig ist, um die Herausforderungen des Lebens zu meistern. In seinen Memoiren strich Maximilian die gravierenden Folgen einer unzureichenden





Erziehung heraus: „Vielerlei hatte ich gelernt, weniges nur mir zum Eigentum gemacht.“ Und: „Mein Unterricht war nicht hinlänglich praktisch und anregend.“ Seine Lehrer hätten „weder auf das Herz noch auf meine Seele“ gewirkt.

Ein Korsett der Konventionen prägte die Erziehung am Hof. Der Tagesablauf war in einen dichten Stundenplan gepresst, der von 6 Uhr morgens bis um 19 Uhr alles bis ins Detail reglementierte und den Prinzen überforderte. Den ehrgeizigen Erwartungen an einen künftigen Herrscher konnte Maximilian nicht entsprechen.

„Unzeitig streng wurde ich behandelt“, notierte der König in seinen Erinnerungen. Mit harschen Methoden versuchten seine Erzieher, dem Prinzen Grenzen aufzuzeigen, damit er keine verwöhnten Herrscherallüren entwickeln konnte. Maximilian empfand die Maßnahmen, die sein Selbstgefühl brachen, als tiefe Demütigung. Grundsätzlich bestätigte er zwar die Notwendigkeit konsequenter Erziehungsmaßnahmen, kritisierte aber deren unbarmherzige Umsetzung: „So entsteht durch Übertreibung des Guten entschiedener Nachteil.“

So sehr auch die Erfahrungen des eigenen Lebenslaufes eine Rolle bei der Konzeption von Projekten wie dem Maximilianeum gespielt haben mögen: mit den persönlichen Vorlieben eines Herrschers allein lässt sich die Förderung von Bildung und Forschung durch Maximilian II. nicht erklären. Es steckten auch praktische Erwägungen und handfeste Ziele hinter der Wissenschaftspoli-

tik: Die solide Ausbildung der Landeskinder sollte die politische Stabilität der Monarchie sichern und die wirtschaftliche Infrastruktur Bayerns stärken.

Die Wissenschaften verbesserten, wie Maximilian formulierte, das „materielle und geistige Wohl“ eines Volkes. Der König sah es als seine Aufgabe an, hierfür die Voraussetzungen zu schaffen. Nicht zuletzt verfolgte er das Ziel, den Ruhm des wittelsbachischen Königshauses als eines großzügigen Förderers der Kunst, Kultur und Wissenschaft zu steigern. Gerade ein repräsentatives Gebäude wie das Maximilianeum an exponierter Stelle über der Isar sollte augenfällig für die „Großherzigkeit“ des Stifters werben.

Ausschlaggebend für die Aufnahme in die Stiftung Maximilianeum waren Talent und Leistung. Konfession und Geburtsstand spielten keine Rolle. Somit ebnete sich dem Bürgertum mit Hilfe guter Ausbildung die Möglichkeit, in Spitzenpositionen aufzusteigen. Maximilian II. teilte den Bildungsoptimismus des bürgerlichen Zeitalters. Er war geprägt vom liberalen Bildungsverständnis des 19. Jahrhunderts und vom pädagogischen Optimismus der Aufklärungszeit, die nach der Perfektionierung der menschlichen Fähigkeiten strebte.

Der bayerische König pflegte keineswegs nur ein kontemplatives Interesse an Bildung und Forschung. Die Wissenschaftsförderung reichte über idealistische Bildungseuphorie hinaus und fügte sich in den Kontext seiner Gesamtpolitik. Die erheblichen Mittel, die der Mon-



arch teilweise aus seiner Privatschatulle zuschoss, sah er als erfolgversprechende Zukunftsinvestition an: Dies zielte nicht nur auf die innere Entwicklung Bayerns, sondern auch auf die Außenpolitik. Maximilian II. wollte Bayern mit Hilfe von Wissenschaft und Bildung zu neuen Höhen führen, damit es nicht zwischen den beiden Großmächten Österreich und Preußen zerrieben werde.

Bereits als Kronprinz spielte Maximilian mit dem Gedanken, eine „Pflanzschule“ für Staatsdiener zu errichten. Erste Pläne für das Maximilianeum ließ er in den 1840er Jahren ausarbeiten. Der König verfolgte das Ziel, außerordentlich begabte bayerische Schüler speziell zu fördern, damit sie später als loyale Beamte leitende Funktionen einnehmen konnten. Im Jahr 1852 öffnete das Maximilianeum provisorisch mit zunächst sechs Teilnehmern, einer Auswahl der besten Absolventen der bayerischen Gymnasien. Der Grundstein für das Maximilianeum, den heutigen Sitz des Bayerischen Landtages, wurde 1857 gelegt.

Nach den Vorstellungen des Königs sollten die Maximilianeer nicht nur unterrichtet, sondern auch erzogen werden. Das Training von Körper und Geist, eine solide Allgemeinbildung und der gewandte Umgang mit der Sprache lagen Maximilian II. am Herzen.

In seinen Memoiren beklagte der König, dass ihm von seinen Lehrern Geschichte und naturwissenschaftliche Fächer nur „geisttötend“ und „sehr trocken vorgetragen“ worden seien: „Ich

halte das Überladen des Geistes für offenbar nachteilig, vorzüglich aber, wenn man ihm keine Zeit zur Ruhe gestattet.“ Verallgemeinernd leitete der König aus seinen Erfahrungen als Schüler ab: „Nicht das Vielerleiwissen macht es aus, sondern das Rechtwissen und vor allem das Können.“

Aktive Sprachkenntnisse seien eine Voraussetzung für Erfolg. Seine Lehrer hätten Fremdsprachen nur öde gepaukt und daher versäumt, mit ihm Konversation zu üben: „Später habe ich diesen Mangel schwer empfunden.“ Die gleiche Klage führte Maximilian beim Deutschunterricht, der zu „pedantisch“ erteilt worden sei. Mit Blick auf sein Herrscheramt: „Später hatte ich oft Ursache, diese mangelhafte Unterweisung in der eigenen Sprache zu beklagen. Diese sollte stets die Grundlage bilden.“

Die Maßstäbe, die Maximilian in seinen Erinnerungen an die Prinzenziehung anlegte, haben heute keineswegs an Aktualität verloren. Sie passen nicht nur auf die hochbegabten Maximilianeer, sondern auch auf die Mieter der Stiftung Maximilianeum – die Parlamentarier, die im Plenarsaal debattieren: „Spricht man richtig, ist man auch genötigt, richtiger zu denken; nach der Ausdrucksweise beurteilt man oft den Menschen, namentlich Fremde, und dieser Eindruck ist oft der bleibende. Klar und mit Bestimmtheit gesprochene Worte sind oft von großer Bedeutung.“ (Übrigens Franz Josef Strauß war Maximilianeer d. R.)



Von Dominic Possoch

Hymne wird 150

Das „Lied der Bayern“ ist mehr als Folklore

Sie gehört in Bayern zu jedem Staatsakt, wird bei kirchlichen Festen verwendet und Papst Benedikt XVI. zählt sie sogar zu seinen Lieblingsstücken: die Bayernhymne. Mit der ersten Zeile „Gott mit dir, du Land der Bayern“ bekennt sich der Freistaat traditionell zum Christentum. Dieses Jahr wird die Hymne schon 150 Jahre alt.

Daß trotzdem kaum jemand etwas über ihren Ursprung weiß, erfuhr der Musikwissenschaftler Thomas Göttinger als er im Kommunalwahlkampf 2008 bayerische Politiker nach dem Urheber von „Bayerns größtem Hit“ fragte. Selbst der damalige Ministerpräsident Günther Beckstein (CSU) wusste die Antwort nicht.

Dabei lässt sich die Urheberschaft eindeutig zuordnen: Im Jahr 1860 vertonte Konrad Maximilian Kunz ein Gedicht von Michael Öchsner – und schuf die spätere Bayernhymne. „es ist ein wunderschönes Lied mit einer Melodie, die ins Ohr geht“, schwärmt Göttinger. Auch politisch ist die Hymne interessant, entstand sie doch in der Zeit nach der Revolution 1848. Damals wollte die Bevölkerung eine eigene Verfassung für Gesamtdeutschland. Der Kampf um bürgerliche Grundrechte fand besonders in den neu gegründeten Sängervereinen statt. „Und diesen Geist atmen

Kunz und seine Hymne“, sagt Göttinger. Das Lied sei also keineswegs nur bayerische Folklore. Über Sängervereine verbreitete sich das Stück schnell und wurde als Volkslied populär.

Als die dritte Strophe des Deutschlandlieds von Hoffmann von Fallersleben 1952 zur Nationalhymne der Bundesrepublik wurde, setzte der Bayerische Landtag auch das Bayernlied auf die Lehrpläne der Schulen. Seit 1964 heißt es offiziell Bayernhymne.

Text der Bayernhymne:

1. Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Erde, Vaterland!
Über deinen weiten Gauen
ruhe Seine Segenshand!
! : Er behüte deine Fluren,
schirme deiner Städte Bau
Und erhalte dir die Farben
Seines Himmels, weiß und blau! :!

2. Gott mit dir, dem Bayernvolke,
dass wir, uns'rer Väter wert,
fest in Eintracht und in Frieden
bauen uns'res Glückes Herd!
! : Dass mit Deutschlands Bruderstämmen
einig uns ein jeder schau
und den alten Ruhm bewähre
unser Banner, weiß und blau! :!



Impressionen, Bilder zum Geleit *Seite 2-3*



Altes Soldatenlied



Bayerische Ulanen 1814.

Ich habe Lust, im weiten Feld zu streiten mit dem Feind,
wohl als ein tapftrer Kriegesheld, ders treu und ehrlich meint.
Wohlan, die Fahne weht, wohl dem, der zu ihr steht!
Die Trommeln schallen weit und breit: Frisch auf, frisch auf
zum Streit!

Willst du nun mit, so sage ja und setze dich zu Pferd!
Das Sattelzeug, es ist schon da, das dir zu Diensten wert.
Die Hochzeit ist bestellt, die Kirche ist das Zelt,
die Erde ist das Bettelein, drin schläft man still und fein.

Ihr Musikanten, spielt wohl, Dukaten sind hier zwei;
und wer da hat ein Säcklein voll, leg flugs noch welche bei.
Und nun in Fröhlichkeit, frisch auf, ich bin bereit!
Es helfe mir der liebe Gott zum Sieg aus aller Not.